1,30 DM / Band 45
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Die Werwölfe von Wien

John Sinclair Nr. 45

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 15.05.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Werwölfe von Wien

Gierig suchen sie sich ihre Opfer.

Lautlos gleiten sie wie körperlose Schatten durch die Dunkelheit.

Wenn sie die Witterung eines Opfers aufgenommen haben, bleiben sie auf seiner Spur.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlagen sie plötzlich zu. Tödlich wie immer.

Ratternd rollte der Gelenkwagen der Wiener Verkehrsbetriebe in das Straßenbahndepot. Es war null Uhr fünfzehn. Für Gerd Kabelka war der Tag jetzt erst zu Ende.

Der Straßenbahnfahrer stoppte den Zug. Wenig später verließ er den Wagen. Er war rechtschaffen müde und sehnte sich nach seinem Bett. Vor dem Depot begegnete er seinem Kollegen Martin Moser.

»Fertig?« fragte Moser.

»Fix und fertig«, gab Kabelka zurück.

»Und wie kommst du jetzt nach Hause? Dein Wagen steht doch immer noch in der Werkstatt, oder?«

»Leider ja. Aber der Meier hat mir angeboten, mich mitzunehmen.«

»Den kannst du doch nicht ausstehen.«

»Was tut man nicht alles dafür, daß man früher ins Bett kommt.«

»Wenn du möchtest, kannst du mit mir fahren«, sagte Martin Moser.

»Das wäre mir natürlich bedeutend lieber, aber ist es nicht ein zu großer Umweg für dich?«

»Wenn du am Praterstern aussteigst, nicht.«

»Von da hab' ich's nicht mehr weit bis zur Rustenschacherallee«, sagte Gerd Kabelka, und er nahm Mosers Angebot erfreut an.

Kabelka war ein mittelgroßer Mann mit Kraushaar, dürftigem Oberlippenbart und leichten Glotzaugen. Ein geselliger Typ, der im Kollegenkreis zahlreiche Freunde hatte.

Wenn er Zeit hatte, machte er gern bei den Freizeitveranstaltungen mit, die von den Freunden oder von der Gewerkschaft organisiert wurden. Es gab Sternfahrten, bunte Abende, Heurigenbesuche… Und Gerd Kabelka ließ nur dann etwas aus, wenn er auf der Tramway – wie die Wiener Straßenbahn auch genannt wird – die Kurbel schwingen mußte.

Martin Moser zeigte dem Kollegen seinen neuen Wagen, einen Lada. Rostrot und glänzend. Kabelka lobte das ausländische Fahrzeug, um Moser eine Freude zu machen.

Sie setzten sich in den Wagen und fuhren los. Während der Fahrt sprachen sie über das, was sich während des Tages ereignet hatte. Straßenbahner haben sich diesbezüglich immer etwas zu erzählen.

Die Fahrgäste sind ein geradezu unerschöpfliches Thema. Bald rollte der Lada bereits durch die Dresdner Straße. Bis zum Praterstern war es nicht mehr weit.

Moser lenkte das Fahrzeug in den Kreisverkehr um das Tegethoff-Denkmal und stoppte schließlich am Beginn der vier Kilometer langen Prater Hauptallee. Links davon reckte sich das dunkle Riesenrad dem schwarzen Nachthimmel entgegen.

Wo während der warmen Jahreszeit hektisches Leben durch die Adern des Vergnügungsparks pulste, lastete jetzt im Winter eine fast unheimliche Stille.

Gerd Kabelka öffnete den Wagenschlag. Er reichte Moser die Hand. »Danke fürs Mitnehmen.«

»Keine Ursache«, erwiderte der Kollege.

»Vielleicht kann ich mich einmal revanchieren.«

»Ist schon gut.«

Kabelka stieg aus. Er warf die Tür mit Gefühl zu, denn er wußte von sich selbst, wie stolz man auf einen neuen Wagen ist. Moser winkte kurz und fuhr dann in Richtung Reichsbrücke-Ersatzbrücke weiter.

Gerd Kabelka wandte sich um und marschierte los. Die Kastanienbäume, die die Prater Hauptstraße bis zum Lusthaus säumten, waren bereits größtenteils entlaubt.

Der Straßenbahnfahrer fand, daß es nichts Trostloseres gab als Bäume ohne ihr Blattwerk, diesen herrlichen grünen Schmuck. Mit zügigen Schritten marschierte Kabelka nach Hause.

Er konnte im nachhinein nicht mehr genau feststellen, wann er zum erstenmal das seltsame Gefühl gehabt hatte. Er wurde sich der Gänsehaut erst nach einer Weile bewußt.

Wodurch wurde sie hervorgerufen? Gerd Kabelka warf einen Blick über die Schulter zurück. Er war allein in der langen, einsamen Allee. Jedenfalls konnte er niemanden sehen.

Erfahrungsgemäß war um diese Jahreszeit zu dieser vorgerückten Stunde kaum noch jemand unterwegs. Kabelka ging hier nicht zum erstenmal nach Hause. Er fragte sich unwillkürlich, ob er nicht den anderen, etwas weiteren Weg zwischen den Häusern hätte einschlagen sollen.

Aber dann redete er sich ein: Wer sollte dir schon etwas tun? Du trägst die Straßenbahneruniform. Jeder kann sofort erkennen, daß du bloß auf dem Heimweg bist, daß bei dir nichts zu holen ist. Also wenn du befürchtest, von jemandem überfallen zu werden, kannst du diese Angst gleich wieder vergessen.

Doch die Angst blieb.

Sie nistete sich in Kabelkas Unterbewusstsein ein. Unbewusst ging er schneller. Sein Atem beschleunigte sich. Sein Herz klopfte rascher. Ärgerlich schalt er sich deswegen einen Idioten. Aber er vermochte nichts an der Tatsache zu ändern, daß ihm nicht mehr ganz geheuer war.

Immer häufiger schaute er zurück.

Hin und wieder glaubte er, eine dunkle Gestalt von einem dicken Baumstamm zum anderen huschen zu sehen. Wenn er aber kurz stehen blieb, um genauer hinzusehen, geschah nichts.

Einbildung?

Kleine Schweißtröpfchen bildeten sich auf seiner Stirn. Eine unsichtbare Hand legte sich um seine Kehle und drückte zu. Sein Atem rasselte. Er verfluchte die Tramway, weil er ihretwegen so spät nach

Hause gehen mußte.
Warum war er nicht in die Privatindustrie gegangen? Dort hätte er mehr Geld verdient und einen geregelten Dienst gehabt. Aber er hatte ja unbedingt eine sichere Anstellung haben wollen. Nun, die hatte er jetzt – mit all ihren Nachteilen.
Ein knirschendes Geräusch ließ Gerd Kabelka erschrocken herumfahren. Verdammt, da war tatsächlich jemand hinter ihm her.
Urplötzlich kamen ihm die beiden Zeitungsberichte in den Sinn. In den vergangenen Tagen waren in der Umgebung des Wiener Praters zwei Menschen ermordet worden.
Die Polizei tappte noch im dunkeln. Man vermutete, daß es sich bei dem Täter um einen wahnsinnigen Triebverbrecher handeln müsse. Bisher keine Spuren und keine Augenzeugen.
Gerd Kabelka überlief es mit einemmal eiskalt. Bloß das nicht! dachte er.
Eine Begegnung mit diesem verrückten Mörder war das letzte, was er sich in dieser Nacht wünschte.
Es dauerte nicht lange, da wechselte Kabelka von der Prater Hauptallee in die Rustenschacherallee. Da waren wenigstens Häuser.
Zwar brannte nirgendwo mehr Licht, aber das Gefühl der Einsamkeit war hier nicht ganz so schlimm wie in der menschenleeren Hauptallee.
Auch hier war die Fahrbahn von alten Kastanienbäumen flankiert. Gerd Kabelka wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung den lästigen Schweiß vom Gesicht.
So sehr wie in dieser Nacht hatte er sich noch nie auf dem Nachhauseweg beeilt. Er konnte es kaum noch erwarten, das schwere Haustor hinter sich zu schließen. Darüber, daß er verfolgt wurde, gab es keinen Zweifel mehr.
Der Verfolger machte sich nicht mehr die Mühe, leise zu sein. Anhand der Geräusche stellte Gerd Kabelka einwandfrei fest, daß ihm der Kerl immer näher kam.
Plötzlich lahmte ihn ein aggressives Knurren. Wie von der Natter gebissen wirbelte der Straßenbahnfahrer herum. Seine Augen waren schreckgeweitet. Ihm blieb die Luft weg.
Mit angstverzerrtem Gesicht blickte er den kräftigen Mann an, der in diesem Augenblick hinter dem schwarzen Stamm eines Kastanienbaumes hervortrat. Eine eigenartige Kälte ging von dem Fremden aus.
Der Mann hatte einen abgrundtief bösen Blick. Er schien Gerd Kabelka mit jeder Faser seines stählernen Körpers zu hassen. Ein seltsames Feuer loderte in den Augen des Unheimlichen. Für Gerd Kabelka stand sofort fest, daß er jenem Wahnsinnigen gegenüberstand, der schon zweimal gemordet hatte. Kabelkas Mund

war trocken. Ein glühender Schmerz breitete sich in seiner Kehle aus. Er wollte etwas sagen, doch er vermochte nur die Lippen zu bewegen.

Aus seinem Mund drang kein Laut. Mit geschmeidigen Bewegungen kam der Unheimliche näher. Ein boshaftes, gemeines Grinsen umspielte seine harten Lippen. Gerd Kabelka wollte vor dem Fremden zurückweichen, doch seine Beine gehorchten ihm nicht.

Wie angewurzelt stand er da. Der Unheimliche hatte ihn in seinen Bann geschlagen.

Kabelka riß entsetzt die Augen auf, als er plötzlich bemerkte, daß sich die Physiognomie des Fremden zu verändern begann.

Der Kopf des Unheimlichen nahm eine andere Form an. Struppiges Haar spross aus Stirn und Wangen, während die Ohren schlank wurden und oben spitz zuliefen. Die brennenden Augen traten etwas zurück. Dafür schob sich eine geifernde Schnauze nach vorn, aus der eine blutrote Zunge hing.

Bleich schimmerte dem zu Tode geängstigten Straßenbahnfahrer das gefährliche Raubtiergebiss entgegen.

Gerd Kabelka zweifelte an seinem Verstand. »Unmöglich…!« krächzte er. »Das… das kann es doch nicht geben!«

Die Hände des Unheimlichen waren zu Tatzen mit tödlichen Krallen geworden. Auch sie waren mit struppigem Fell bedeckt.

Kabelka begriff, daß er einen aufrechtstehenden Wolf vor sich hatte. Einen Menschen, der der Metamorphose fähig war, der sich in einen schrecklichen Werwolf verwandeln konnte!

Das Monster sprang ihn fauchend an. Mit großer Kraft hieb die Bestie nach ihrem Opfer.

Gerd Kabelka zuckte zur Seite. Die Wolfspranke verfehlte ihn um Haaresbreite.

Plötzlich gehorchten dem Straßenbahnfahrer seine Beine wieder. Er nützte die große Chance, wandte sich in aller Eile um und rannte keuchend um sein Leben.

Er wollte um Hilfe schreien, doch dazu fehlte ihm die Kraft. Wie von Furien gehetzt jagte er die Allee entlang.

Der blutgierige Killer war ihm dicht auf den Fersen. Es sah nicht danach aus, als ob sich Gerd Kabelka noch in Sicherheit bringen konnte.

Das Monster holte auf. Hechelnd setzte die Bestie zum Sprung an. Sie flog kraftvoll durch die Luft.

Ihr Körper prallte gegen Kabelkas Rücken. Der Fliehende stolperte. Er wurde nach vorn gestoßen und fiel auf die Fahrbahn.

Mit der Stirn schlug er auf dem Asphalt auf. Er war benommen, handelte nur noch instinktiv.

Atemlos warf er sich herum. Er sah die feurigen Lichter des Ungeheuers und starrte in den blutroten Rachen des Scheusals.

Aus! dachte der Straßenbahnfahrer entsetzt. Jetzt ist es aus mit dir! Du bist verloren!

Da schob sich das gleißende Licht zweier Scheinwerfer durch die Allee.

Der Werwolf stieß ein wütendes Knurren aus. Der Anblick der hell strahlenden Scheinwerfer wurde ihm dermaßen unerträglich, daß er zornig und widerwillig von seinem Opfer abließ und das Feld räumte…

***

Es war nach langer Zeit wieder einmal ein herrlich unbeschwerter Abend, den ich – ohne einen Gedanken an Geister und Dämonen zu verschwenden – im Kreise meiner besten Freunde verbrachte.

Wir saßen in der neuen Wohnstube und tranken vorzüglichen Champagner. Neben mir hatte ich die blonde Jane Collins. Sie war schon ziemlich anlehnungsbedürftig, wogegen ich jedoch nichts einzuwenden hatte.

Ich war mit Jane eng befreundet. Für mich war sie die hübscheste Privatdetektivin der Welt. Ein Engel, der aber auch Krallen zeigen konnte, wenn es ihr harter Job erforderte.

Sie liebte mich, und auch ich hatte sehr viel für sie übrig. Dennoch war zwischen uns von Heirat niemals die Rede, da wir beide ein viel zu gefährliches Leben führten.

Mir gegenüber saß mein Freund und Kampfgefährte Suko. Ein wahrer Koloss. Er platzte vor Kraft fast aus allen Nähten. Ein Mann, der – wenn er in Aktion war – einer rollenden Bombe glich.

Suko war Chinese. Er hätte das niemals abstreiten können, denn sein breites Pfannkuchengesicht und die Schlitzaugen waren viel zu ausgeprägt.

Er hatte schütteres schwarzes Haar, das er in der Mitte gescheitelt trug. Und es gehörte eine überdurchschnittliche Portion Kraft dazu, um ihn zu besiegen.

Bill Conolly nahm mir mein leeres Glas aus der Hand und füllte es. Der dunkelhaarige Bill war hochgewachsen und sportlich. Ein Frauentyp. Von Beruf Reporter, und vor seiner Ehe hatte er es in jeder Beziehung ziemlich bunt getrieben.

Man kann behaupten, daß er sich die Hörner gründlich abgestoßen hatte, bevor er in den Hafen der Ehe eingelaufen war. Seit er mit Sheila zusammen war, trat er merklich kürzer.

Ich hatte Verständnis dafür. Immerhin war Bill inzwischen Vater geworden, und es wäre seiner Familie gegenüber unverantwortlich gewesen, wenn er sich nach wie vor Hals über Kopf in die gefährlichsten Abenteuer gestürzt hätte.

Alles zu seiner Zeit. Ich dachte an den kleinen Conolly. Ich war sein

Patenonkel, und er hieß wie ich – John.

Bevor Klein-John zur Welt gekommen war, hatte es einige Aufregung gegeben. Dämonen hatten versucht, Sheila Conolly kurz vor der Niederkunft in ihre Gewalt zu bekommen, denn es war im Schattenreich hinlänglich bekannt, daß mir das Schicksal meiner Freunde sehr am Herzen lag. Man hatte vor allem mich damit treffen wollen![1] Beinahe wäre die teuflische Rechnung aufgegangen, aber zum Glück nur beinahe!

Im letzten Augenblick war es mir gelungen, das Unheil von Sheila abzuwenden – und Sheila hatte ihrem Mann einen kerngesunden Jungen geschenkt, auf den dieser mächtig stolz war. Genau wie ich, obwohl ich ja nur sein Patenonkel war.

»Na, John«, sagte Bill und setzte sich neben Jane Collins. »Willst du uns nicht eine spannende Story aus deinem Leben erzählen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich will euch nicht langweilen«, erwiderte ich bescheiden. »Ein Geisterjäger erlebt keine Sensationen.«

»Jetzt untertreibt er mal wieder«, behauptete Bill. »Über dein Leben ließen sich mehrere Filme machen.«

Ich winkte ab. »Hört mal, ich bin nicht hier, um über diese Dinge mit euch zu reden. Ich möchte mich entspannen. Einmal nicht an all die Gemeinheiten der Dämonenwelt denken, das will ich heute Abend. Deshalb habe ich mir auch ein paar Tage Resturlaub genommen, um mal für einige Zeit aus der nervenzermürbenden Tretmühle herauszuspringen.«

Suko grinste. »Urlaub, mit dem er sicherlich nichts Richtiges anzufangen weiß.«

»Wer sagt das?« widersprach ich meinem chinesischen Partner brummig.

»Hör mal, wir kennen dich doch, John«, gab der Hüne zurück. »Du fühlst dich im Grunde genommen am wohlsten, wenn du bis zu den Augenbrauen in Arbeit steckst.«

»Da kennt ihr mich aber verflixt schlecht. Ich kann's sehr gut auch ohne Arbeit aushalten. Soll ich es euch beweisen? Soll ich meine Badehose einpacken und auf die Bahamas fliegen?«

Suko machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wie oft hast du das schon tun wollen, und noch nie ist daraus etwas geworden.«

»Dann wird's eben diesmal was!« gab ich trotzig zurück.

Trotzig deshalb, weil ich paradoxerweise der einzige in dieser Runde war, der John Sinclair verkannte. Suko hatte ein wahres Wort gesagt. Meine Freunde kannten mich besser als ich mich selbst. Ich eigne mich nicht dazu, auf der faulen Haut zu liegen und die anderen für mich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Das bringe ich nicht fertig.

Das Telefon schlug an. Sheila Conolly verließ die Wohnmulde. Meine

Augen folgten ihr. Sie erreichte das Telefon und hob ab. Das Klingeln verstummte. Ich sah Sheila nicken.

Dann hörte ich sie sagen: »Ja, ja, Mister Ballard. Er ist hier. Nein, es macht absolut nichts, daß Sie hier anrufen. Unsinn. Sie stören nicht. Johns Freunde sind auch unsere Freunde. Einen Moment, ich rufe ihn ans Telefon.«

Sie brauchte mich nicht mehr zu rufen, denn ich war bereits aufgestanden und zu ihr geeilt.

Sie hielt mir den Hörer hin. Ich ergriff ihn. »Tony, altes Haus. Wie geht's denn so? Vor einer Minute erst haben wir von dir gesprochen.«

»Wenn man von der Sonne spricht, dann scheint sie, was?« kam die sympathische Stimme des Privatdetektivs durch den Draht.

Ich lachte. »Den Spruch kenne ich anders: Wenn man vom Teufel spricht…«

»Ja, ja. Und wenn du zu John Sinclair gehst, vergiß die Peitsche nicht! Es gibt eine Menge wunderbarer Sprüche. Es war übrigens nicht leicht, dich zu finden, John. Zu Hause warst du nicht. Bei Scotland Yard sagte man mir, du hättest ein paar Tage Urlaub genommen. Ich befürchtete schon, du wärst außer Landes.«

»Wieso?« fragte ich aufhorchend. Tony schien irgend etwas zu bedrücken. »Brennt es irgendwo?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Wo denn?«

»In Wien. Ich hab' da einen Freund: Vladek Rodensky. Gebürtiger Pole mit österreichischer Staatsbürgerschaft. Brillenfabrikant. Er rief mich heute Mittag an und bat mich, so rasch wie möglich nach Wien zu kommen. Es habe zwei grauenvolle Werwolfmorde gegeben. Ich wäre längst mit Mister Silver auf dem Weg, aber…«

»Aber?« frage ich neugierig.

»Ich trage seit zwei Tagen einen Zinkleimverband. Mein Sprunggelenk ist angeknackst. Es wäre Selbstmord, wenn ich als Verletzter nach Wien fliegen würde. Der Arzt hat mich zu zwei Wochen Ruhe verdonnert. Inzwischen passiert in Wien Gott weiß was.«

Jetzt wußte ich, wie und wo ich meinen Urlaub verbringen würde. »Mach dir darüber weiter keine Sorgen, Tony. Ich springe für dich ein.«

»Eigentlich ist es mir peinlich, dich damit belästigen zu müssen, John.«

»Hör mal, was soll denn der Quatsch? Wir kämpfen doch beide auf derselben Seite. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, gegen die Ausgeburten der Hölle anzutreten, wo immer sie in Erscheinung treten mögen. Ich wäre auch dann nach Wien gereist, wenn ich von jemand anderem erfahren hätte, daß dort ein Werwolf sein Unwesen treibt.«

»Bleibt dennoch die Tatsache bestehen, daß ich dir deinen Urlaub verdorben habe.«

»Das stimmt nicht, Tony. Ich wußte ohnedies nicht, was ich mit meinen Ferien anfangen sollte.«

»Dafür werde ich dir ein andermal ein blaues Auge schlagen, okay?« sagte Tony Ballard.

»Okay«, erwiderte ich grinsend.

»Ich werde Vladek Rodensky informieren, daß du kommst. Wann gedenkst du zu fliegen?«

»Mit der ersten Maschine morgen früh, die direkt nach Wien geht.«

»Nimmst du Suko mit?«

»Ja.«

»Vladek wird euch in Schwechat abholen«, sagte Tony Ballard. Er bedankte sich noch einmal dafür, daß ich für ihn einsprang, obwohl ich keinen Dank wollte, und er wünschte uns viel Glück für unser Abenteuer in Wien. Das würden wir brauchen…

***

Gerd Kabelka zitterte am ganzen Leib. Schüttelfrost. Es waren die überreizten Nerven.

Der Wagen, der den schrecklichen Werwolf vertrieben hatte, rollte in langsamer Fahrt die Rustenschacherallee entlang. Als die gleißenden Lichtfinger gegen den Körper stießen, der auf der Fahrbahn lag, trat der Fahrer hastig auf die Bremse.

Gerd Kabelka wollte sich erheben, doch er schaffte es im Augenblick nicht. Er mußte erst den furchtbaren Schock verdauen, den er erlitten hatte.

Mit glasigen Augen starrte er in das grelle Licht. Es schien ihn nicht zu blenden. Er hörte, wie eine Wagentür zugeschlagen wurde. Dann näherten sich ihm Schritte.

Gerettet! Du bist gerettet! pochte es zwischen Kabelkas Schläfen.

Der Autofahrer beugte sich über den Straßenbahnfahrer. »Ist Ihnen nicht gut? Sind Sie verletzt?«

Kabelka wollte antworten, aber aus seinem Mund kam nur ein unverständliches Gestammel: »Dienstschluss… Praterstern… Heimweg… Hauptallee… Überfall…«

»Man hat Sie überfallen?« fragte der Autofahrer aufgeregt. »Sind Sie verletzt? Brauchen Sie einen Arzt?«

»Nein«, krächzte Kabelka. »Ich bin unverletzt…«

»Möchten Sie, daß ich Ihnen beim Aufstehen helfe?«

»Ja.«

Hände schoben sich unter den Straßenbahner. Ächzend zerrte der Autofahrer ihn hoch. Kabelka versuchte, mit den Beinen mitzuhelfen, aber das ging nur sehr schlecht. Wenn ihn der Mann nicht gestützt

hätte, wäre er wieder umgefallen.
»So etwas Blödes«, brummte der Autofahrer. »Wer überfällt schon einen Straßenbahnfahrer, der auf dem Heimweg ist? Wie viel Geld haben Sie bei sich gehabt?«
»Fünfzig Schilling. Ich hab' sie noch. Sie haben ihn verscheucht.«
»Das geschieht ihm recht. Wissen Sie was? Ich bring' Sie zum nächsten Polizeirevier. Da können Sie Anzeige erstatten, und der Polizeiarzt kann sich um Sie kümmern. Können Sie den Kerl beschreiben?«
»Ja«, hauchte Gerd Kabelka schaudernd. »Ja, das kann ich. Er sah grauenerregend aus.«
»Wie meinen Sie das?«
»Er war ein Ungeheuer.«
»So furchtbar häßlich?«
»Nein, er war ein richtiges Ungeheuer.«
»Blödsinn. Es gibt keine richtigen Ungeheuer. Der Kerl muß Ihnen auf den Kopf geschlagen haben.«
Gerd Kabelka riß sich zornig los. Er schwankte, aber er fiel nicht. »Verdammt, ich bin nicht verrückt!«
»Das habe ich nicht behauptet.«
»Doch, und zwar versteckt. Er hätte mir vielleicht auf den Kopf gehauen und so. Aber ich bin vollkommen klar im Kopf. Ich weiß, was ich sage. Dieser Teufel war nicht hinter meinem Geld her. Er wollte etwas anderes…«
»Was denn?«
»Er wollte mein Leben! Verstehen Sie? Umbringen wollte er mich! Zerfleischen – mit seinen langen, spitzen Wolfszähnen.«
Der Autofahrer trat einen Schritt zurück. »Jetzt machen Sie aber einen Punkt, ja?«
»Sie glauben mir nicht? Verdammt, der Kerl war ein Wolf. Das heißt, zuerst war er noch ein Mensch. Aber dann hat er sich vor meinen Augen in einen gefährlichen Wolf verwandelt!«
»Sie lesen anscheinend zu viele Gruselromane!«
»Nein, ich sage die Wahrheit!« schrie Gerd Kabelka zornig. »Der Kerl war ein Werwolf! Er wollte mich töten! Warum glauben Sie mir nicht?«
»Sagen Sie, haben Sie was getrunken?«
Eine furchtbare Wut wallte in Gerd Kabelka hoch. Er wäre um ein Haar von dieser grauenerregenden Bestie getötet worden, und es regte ihn maßlos auf, daß ihm der Autofahrer das nicht glaubte. Für einen Verrückten hielt ihn der Mann. Für einen Lügner. Für einen Trunkenbold, der Wirklichkeit und Halluzination nicht mehr klar voneinander unterscheiden konnte.
»Ich schlage vor, Sie setzen sich wieder in Ihren Wagen und scheren

sich zum Teufel!« fauchte Kabelka außer sich vor Wut.

Daß ihm der Mann das Leben gerettet hatte, hatte er schon vergessen.

»Warum machen Sie nicht endlich, daß Sie fortkommen, wenn Sie mir ohnedies nicht glauben?« schrie Gerd Kabelka.

Der Autofahrer schüttelte entrüstet den Kopf. »Narren gibt es in dieser Stadt. Das ist ja kaum noch auszuhalten. Und solche Leute werden auch noch von der Gemeinde Wien beschäftigt. Ich möchte bloß wissen, wie Sie zu Ihrem Posten gekommen sind.«

Ärgerlich kehrte der Autofahrer zu seinem Wagen zurück. Er setzte sich in das Fahrzeug und rief zum Seitenfenster heraus: »Eines steht fest: So schnell halte ich nicht wieder an, wenn einer auf der Straße liegt!«

Der Mann gab aggressiv Gas und fuhr weiter.

»Trottel!« schrie ihm Kabelka nach. Er mußte sich einfach Luft machen, um an seiner Wut nicht zu ersticken.

Die Hecklichter des Fahrzeugs verschwanden aus Kabelkas Blickfeld. Schlagartig setzte die Angst wieder ein.

Erneut stieg Panik in Gerd Kabelka hoch. Er war wieder allein. Wie weit hatte sich das Monster in die schützende Dunkelheit zurückgezogen? Wartete der Werwolf am Ende noch irgendwo in der Finsternis?

Lauerte das Untier auf seine zweite Chance? Mit kraftlosen, unsicheren Schritten setzte Gerd Kabelka seinen Heimweg fort. Die Angst vor einer zweiten Begegnung mit dem struppigen Scheusal geißelte ihn.

Er wußte, daß er eine zweite Begegnung nicht überleben würde. Wie eine hungrige Ratte nagte sich die Todesangst durch seine Eingeweide. Gott, wenn er doch nur endlich zu Hause gewesen wäre.

Er fragte sich, ob es einen Zweck hatte, mit jemandem über dieses furchtbare Erlebnis zu sprechen. So, wie ihm dieser Mann nicht geglaubt hatte, würde ihm auch die Polizei nicht glauben.

Für die meisten Menschen gibt es keine Werwölfe. Es darf sie nicht geben, weil die Leute unbewusst davor schreckliche Angst haben. Sie ignorieren die Existenz solcher Monster. Deshalb gibt es sie nicht – und basta!

Kabelka lief, so schnell ihn seine schwachen Beine trugen. Er schaute immer wieder über die Schulter zurück…

Und prallte im nächsten Augenblick gegen den breiten Brustkasten des Unheimlichen, der mit einem gierigen Knurren hinter einem der Bäume hervorgeschnellt war und sich seinem Opfer breitbeinig in den Weg stellte.

Was Gerd Kabelka so sehr befürchtet hatte, war geschehen.

Es war zur zweiten Begegnung mit dem Werwolf gekommen.

Fauchend riß das Scheusal sein Maul auf.

Kabelkas Todesschrei gellte auf und zerfaserte in der kalten Dezembernacht.

***

Ich kehrte zu meinen Freunden in die Wohnmulde zurück, wies mit dem Daumen nach dem Telefon und sagte: »Tony Ballard.«

»Was wollte er?« erkundigte sich Suko.

Ich erklärte es ihm und den anderen.

Daraufhin griente mein chinesischer Partner breit und tönte: »Also ist's wieder mal nichts mit den Bahamas. Wußt' ich's doch.«

»Seit wann kannst du denn hellsehen?« fragte ich ärgerlich.

Suko hob seine breiten Schultern. »Man hat eben so seine verborgenen Qualitäten.«

»Wien«, sagte Jane Collins. Es klang verträumt. Sie ließ das Wort buchstäblich auf der Zunge zergehen. »Sachertorte. Heuriger. Tafelspitz…« Meine Freundin seufzte. »Ich wollte immer schon mal nach Wien reisen, aber es hat damit noch nie geklappt.«

»Ich hätte nichts dagegen, wenn du mitkämst«, sagte ich.

Wieder seufzte Jane. »Du weißt, daß ich im Augenblick nicht von London weg kann, John. Ich habe doch diesen Kidnapping-Fall am Hals… Eigentlich dürfte ich heute Abend gar nicht mit euch zusammen sein, und wenn ich ehrlich bin, muß ich gestehen, daß ich auch ein ziemlich schlechtes Gewissen habe. Ich beneide euch um euren Wien-Aufenthalt, aber ich kann leider nicht mitkommen. Das ist ganz unmöglich.«

»Schade«, sagte Suko.

»Zu beneiden brauchst du uns bestimmt nicht«, meinte ich. »Wir begeben uns schließlich auf keine Besichtigungsfahrt, sondern auf eine Werwolf-Jagd.«

»Ihr könnt hinterher ja noch ein paar Tage anhängen.«

»Vorausgesetzt, daß es für uns ein ›Hinterher‹ gibt«, erwiderte ich. »Die Jagd auf einen Werwolf ist nicht mit einer Hirschjagd zu vergleichen. Die Hirschjagd ist von vornherein eine einseitige Angelegenheit, bei der nur der Jäger gewinnen kann. Bei der Werwolfs-Jagd ist der Ausgang jedoch ziemlich ungewiss. Hier sind sich die Kontrahenten ebenbürtig. Und mehr als einmal wurde aus dem Jäger schon ein Gejagter, der irgendwann irgendwo mit zerfetzter Kehle aufgefunden wurde.«

Meine Freunde wußten, daß dies keine gewöhnliche Schwarzmalerei war. Ihnen allen war klar, daß ich die Sache nur objektiv dargestellt hatte.

Suko und ich begaben uns auf keine Vergnügungsreise.

Ein harter Kampf wartete auf uns, dessen Ende niemand mit

Gewißheit vorhersagen konnte.

Einen Augenblick herrschte Stille im Livingroom. Suko unterbrach sie, indem er sein Glas hob und sagte: »Bill, darf ich um noch ein Glas Champagner bitten?«

Ich schüttelte ernst den Kopf. »Keinen Champagner mehr, Suko. Du hast heute bereits genug getrunken.«

»Ich bin noch nicht blau, John.«

»Das weiß ich. Aber sicher bist du mit mir der Meinung, daß es besser ist, wenn du morgen topfit bist. Deshalb: keinen Alkohol mehr.«

Suko ließ sein Glas sinken. »Na schön, Mister Geisterjäger. Zu Befehl, Oberinspektor Sinclair.« Er sah ein, daß ich recht hatte, und verzichtete auf einen weiteren Drink.

Wir blieben nicht mehr lange. Die kleine Feier war vorbei. Sheila und Bill Conolly waren uns deswegen nicht böse. Sie waren sicher, daß sich bald wieder ein Anlass finden würde, um eine neue Feier steigen zu lassen.

Jane Collins fuhr mit uns im Bentley. Ich setzte sie vor ihrem Haus ab. Sie küßte mich und bat: »Ruf mich aus Wien an, okay?«

»Mach ich«, versprach ich. Sie tätschelte Suko liebevoll die Wange, bat ihn, auf mich aufzupassen, stieg aus und verschwand gleich darauf in dem Haus, in dem sie wohnte.

Mein chinesischer Freund und ich setzten die Heimfahrt fort.

Wir sprachen nicht miteinander.

Jeder hing seinen Gedanken nach, die sich mit jenen grausamen Werwolfmorden in Wien beschäftigten.

***

Benno Messmer war neunzehn. Ein Riese für sein Alter. Er hatte breite Schultern, stählerne Muskeln und einen voluminösen Brustkorb. Benno war dunkelhaarig. Ein hübscher Junge mit glatter Gesichtshaut und bernsteinfarbenen Augen. Er trug einen dunkelbraunen Cordmantel und hohe, pelzgefütterte Schuhe.

Er stand vor einer großen, efeuumrankten Villa im neunzehnten Wiener Gemeindebezirk und begrub soeben zum zweitenmal den Klingelknopf unter seinem breiten Daumen.

Über dem Klingelknopf befand sich ein Namensschildchen.

LOUIS VON KLIPSTEIN.

Zwar waren Adelsprädikate offiziell in Österreich seit langem schon abgeschafft, doch blühte gerade in Wien diese menschliche Beweihräucherung besonders vorzüglich.

Man legt in dieser Stadt sehr viel Wert auf Titel, und clevere Portiers sprechen Gäste, die ihnen fremd sind, prinzipiell mit ›Herr Doktor‹ oder zumindest mit ›Herr Professor‹ an.

Baron von Klipstein öffnete die Tür persönlich auf Benno Messmers

ungestümes Läuten.

Louis von Klipstein war nicht älter als fünfundvierzig, hatte ein gepflegtes Äußeres und trug das dichte blonde Haupthaar links gescheitelt. Er musterte den Jungen mit seinen nussbraunen Augen.

Sein Diener war wegen eines Todesfalls nach Südtirol gereist und würde eine Woche wegbleiben. Da der Baron sich mit keinem Aushilfsdiener herumärgern wollte, verzichtete er auf einen Ersatz und übernahm die Aufgaben des Dieners persönlich.

Louis von Klipstein war ein vermögender Mann. Er hatte sein Geld in zahlreichen Firmen investiert, die jährlich beträchtliche Gewinne ausschütteten, wodurch dem Baron ein sorgloses Leben garantiert war.

»Sie wünschen?« fragte der Baron den Jungen.

»Mein Name ist Benno Messmer. Habe ich die Ehre, mit Baron von Klipstein zu sprechen?«

»Was kann ich für Sie tun?« fragte der Baron nickend.

Benno leckte sich die Lippen. Er knetete seine Finger, war verlegen. Er suchte nach Worten.

»Sie besitzen eine großartige Waffensammlung«, platzte es schließlich aus Benno heraus. »Ich habe davon gelesen.«

»Ja? Und?«

»Fänden Sie es sehr vermessen, wenn ich Sie bitten würde, mir Ihre Sammlung zu zeigen, Herr Baron?«

»Nun, es handelt sich um eine Privatsammlung…«

»Das ist mir bekannt. Die Öffentlichkeit hat normalerweise keinen Zutritt.«

»Sehr richtig. Ich käme mir sonst vor wie ein Untermieter in einem unserer städtischen Museen.«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie in meinem Fall eine Ausnahme machen würden, Herr Baron.«

Louis von Klipstein zögerte. Aber da war dieses inständige Betteln im Blick des Jungen, von dem der Baron auf eine eigenartige Weise berührt wurde. Dem Jungen schien sehr viel daran zu liegen, die Sammlung sehen zu dürfen.

Deshalb hob der Baron die Schultern und meinte: »Na schön, dann will ich nicht so hartherzig sein und Sie abweisen, wenn Ihnen wirklich soviel daran liegt, die Sammlung zu sehen.«

»Vielen Dank, Herr Baron. Sie sind sehr liebenswürdig.«

»Treten Sie ein.«

»Danke.«

Benno durfte sogar ablegen. Anschließend führte der Hausherr seinen jungen Besucher in einen großen Raum, dessen Wände mit wertvollen alten Ölgemälden behangen waren. Die Stirnseite des Raumes jedoch war ausschließlich der reichhaltigen Waffensammlung gewidmet.

Streitäxte, Beile, Degen, Gewehre, Armbrüste…

»Alles Waffen, die einmal von einem von Klipstein verwendet wurden«, erklärte der Baron.

»Faszinierend«, sagte Benno Messmer. »Überwältigend. Ehrlich. Ich bin äußerst beeindruckt, Herr Baron.«

»Sie sind nicht aus Wien, stimmt's?«

»Ja, Herr Baron. Ich bin in München aufgewachsen. Ich bin erst seit einigen Tagen in Wien.«

»Gefällt es Ihnen in dieser Stadt?«

»O ja. Sehr.«

Benno Messmer trat näher an die Waffen heran. Er streckte die Hand aus, sein Blick suchte den des Barons. Seine Augen fragten: Darf ich?

Louis von Klipstein schüttelte den Kopf. »Es ist mir lieber, wenn Sie die Waffen nicht berühren. Sie könnten sonst herunterfallen.«

Benno zog die Hand sofort wieder zurück. Mit leuchtenden Augen betrachtete er ein schweres Silberschwert, in dessen Klinge geheimnisvolle Symbole eingraviert waren. Der Faustschutz glich einem aufgerissenen Löwenmaul. Auf dem Griff der Waffe wiederholten sich jene geheimnisvolle Zeichen.

»Ein prachtvolles Schwert«, sagte Benno. »Ist es wirklich aus Silber?«

Der Baron nickte lächelnd. »Ja, denn einer meiner Vorfahren hat damit mehrere Werwölfe getötet, und es heißt doch, daß solche Monster Silber nicht vertragen können.«

»Ein Meisterwerk.«

»Angeblich wohnt in diesem Schwert die unbeugsame Kraft des Guten, was immer das sein mag«, sagte der Baron. »Ich habe diese Waffe erst vor einem Jahr von einem bekannten Parapsychologen namens Zamorra untersuchen lassen, und dieser Professor Zamorra hat mir bescheinigt, daß sich tatsächlich weißmagische Kräfte darin befinden.«

»Es ist fantastisch«, sagte Benno Messmer.

Seine Augen funkelten vor überschäumender Begeisterung. Er konnte den Blick nicht von dem Schwert wenden.

Er nagte nervös an seiner Unterlippe.

»Ich weiß«, begann er zaghaft, »daß ich gar nicht danach fragen dürfte, Herr Baron, aber glauben Sie mir, ich habe triftige Gründe, es dennoch zu tun…«

Louis von Klipstein hob eine Braue. »Was wollen Sie mich fragen?«

»Ob ich…« Benno senkte den Blick. »Ob Sie mir… eventuell… dieses Silberschwert… leihen würden.«

Durch den Körper des Barons ging ein heftiger Ruck. Ein abweisender Ausdruck legte sich auf seine Züge.

»Mir ist natürlich klar, was ich von Ihnen verlange, Herr Baron«, sagte Benno Messmer flehend. »Aber glauben Sie mir, ich würde eine solch unverfrorene Bitte niemals vorbringen, wenn mir ihre Erfüllung

nicht lebenswichtig wäre.«

Louis von Klipstein schüttelte ernst und bestimmt den Kopf. »Nichts zu machen, junger Mann.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Mein allerletztes«, sagte Louis von Klipstein schneidend. Er bereute in diesem Augenblick, den jungen Burschen hereingelassen zu haben. Das hatte er nun von seiner Gutmütigkeit.

»Geben Sie sich keine Mühe, Herr Messmer. Das Schwert bleibt, wo es ist. Ich möchte es nicht noch einmal sagen müssen. Im übrigen finde ich, daß Sie meine Zeit lange genug in Anspruch genommen haben.«

Das war ein Hinauswurf, wie er deutlicher wohl kaum noch formuliert werden konnte. Aber Benno Messmer schien etwas mit den Ohren zu haben. Er machte keinerlei Anstalten zu gehen. »Ich würde Ihnen jede geforderte Garantie geben, daß ich das Schwert wieder zurückbringe!« versuchte es Benno Messmer ein letztes mal.

»Junger Mann«, antwortete der Baron daraufhin steif, »Sie wissen, wo die Tür ist. Sie sollten mein Haus auf der Stelle verlassen, ehe ich mich vergesse.«

Es funkelte böse in Benno Messmers Augen. Für einen kurzen Moment sah es so aus, als wollte er sich auf den Baron stürzen. Louis von Klipstein sah, wie der kräftige junge Mann die Hände zu Fäusten ballte.

Daraufhin wich der Baron einen Schritt zurück und war auf der Hut, doch Benno entspannte sich in der nächsten Sekunde wieder. Seine Fäuste öffneten sich. Er stieß die Luft geräuschvoll aus.

»Tja«, meinte er schulterzuckend. »Da kann man eben nichts machen.«

Benno Messmer holte seinen Mantel und verließ enttäuscht das Haus. Louis von Klipstein stieß die Tür hinter dem Jungen zu, trat ans Fenster und blickte dem Davongehenden kopfschüttelnd nach.

»Frech sind diese Leute…«

Er glaubte nicht, daß für Benno Messmer das Ausleihen des Silberschwerts lebenswichtig war. Er hielt es für eine reine Übertreibung des Jungen, um seiner Bitte mehr Gewicht zu verleihen.

»Lebenswichtig!« knurrte der Baron. »Wenn ich das schon höre…«

Er konnte nicht wissen, daß der enttäuschte Junge die Wahrheit gesagt hatte.

***

Als wir in Wien eintrafen, schneite es. Die Zollformalitäten waren rasch erledigt. Eine angenehme Mädchenstimme rief aus den Lautsprechern unsere Namen auf. Sie sagte, wir sollten uns beim Informationsschalter einfinden.

Und dort trafen wir dann Tony Ballards Wiener Freund Vladek Rodensky. Der Brillenfabrikant war fünfunddreißig Jahre alt, hatte etwa Tony Ballards Größe.

Seine stahlblauen Augen strahlten hinter entspiegelten Brillengläsern. Er hatte braunes, seidig glänzendes Haar, auf das er sehr stolz war.

Seine Herzlichkeit war vom ersten Augenblick an ansteckend. Er schüttelte Suko und mir erfreut die Hand und sagte: »Willkommen in Wien, John Sinclair. Tony hat mir viel von Ihnen erzählt.«

»Hoffentlich nur Gutes«, erwiderte ich.

»Das versteht sich von selbst. Tony Ballard hält große Stücke auf Sie. Ich finde es großartig, daß Sie an seiner Stelle nach Wien gekommen sind…«

»Ich habe noch ein paar Tage Resturlaub, mit denen ich vor Tonys Anruf ohnedies nichts anzufangen wußte.«

»Ist es schlimm mit Tonys Bein?«

»Ich habe es nicht gesehen, aber wenn der mal klein beigibt, dann hat das einen triftigen Grund.«

Wir verließen das Flughafengebäude, brachten unser Gepäck zu Vladek Rodenskys Wagen, verstauten es im geräumigen Kofferraum und setzten uns anschließend in das Fahrzeug.

Ich hatte von London aus per Telefon alles für unseren Wien-Aufenthalt arrangiert. Im Hilton-Hotel waren für mich und meinen Freund zwei nebeneinanderliegende Zimmer reserviert.

Vladek Rodensky war ein angenehmer Plauderer, der viel zu erzählen wußte. Dadurch war die Fahrt in die Stadt äußerst kurzweilig. Wir kamen am Wiener Zentralfriedhof vorbei. Ein Gottesacker von riesigen Ausmaßen. Simmeringer Hauptstraße, Rennweg, Schwarzenbergplatz… Rodensky bog rechts ab. Wir sahen einen Marmor-Glas-Kasten – das Vienna-Intercontinental-Hotel. Ihm gegenüber ragte das Hilton auf. Dazwischen lag der Stadtpark mit einem antiquierten Kursalon, mit kleinen Teichen und etlichen Denkmälern, worunter sich auch das von Johann Strauß befand.

Im Hotel ging alles glatt ab. Suko und ich bezogen unsere Zimmer und trafen uns anschließend mit Vladek Rodensky in der Bar.

Jetzt erst sprach er von den Morden.

»Dreimal hat die Bestie bereits zugeschlagen«, sagte Vladek Rodensky ernst.

»Tony sprach von zwei Toten«, sagte ich.

Rodenskys Brauen zogen sich zusammen. »In der vergangenen Nacht gab es einen weiteren Mord.«

Der Kellner kam. Wir bestellten Scotch und bekamen die Drinks umgehend.

Vladek Rodensky sagte: »Drei Leichen bisher. Die Polizei hält die Morde für die Tat eines Wahnsinnigen. Die Presse schlägt in dieselbe

Kerbe. Aber hier war kein Verrückter am Werk, Mister Sinclair…«

»Nennen Sie mich John.«

Rodensky nickte. Er nippte an seinem Glas. Seine Miene war düster. »Ich habe in meinem Leben schon einige Werwolfopfer gesehen. Ein schrecklicher Anblick…«

Ich mußte ihm recht geben. Ein Werwolf tötet nicht nur. Er gerät dabei in einen furchtbaren Blutrausch und…

»Ich war bei der Polizei«, erzählte Vladek weiter. »Ich habe mir die Aufnahmen von den Toten angesehen. Der Magen hat sich mir dabei umgedreht. Das war nicht das Werk eines Irren, John. Ein Werwolf hat diese Menschen umgebracht…«

»Haben Sie das den Beamten gesagt?« fragte Suko.

Vladek Rodensky wiegte den Kopf. »Ich hab's versucht. Ich habe eine Andeutung gemacht. Dabei lief ich fast Gefahr, selbst für verrückt gehalten zu werden. Daraufhin hab' ich's aufgegeben.«

Ich bot dem Brillenfabrikanten eine Zigarette an. Wir rauchten.

Nachdenklich sagte Vladek: »Alle drei Morde wurden in der Gegend des Wiener Praters verübt…«

Ich entschuldigte mich für einen Augenblick, verließ die Hotelbar, und als ich zurückkam, breitete ich einen Stadtplan auf dem Tisch aus. Ich griff in die Innentasche meines Jacketts, zückte einen Kugelschreiber und reichte ihn Tony Ballards Freund.

»Würden Sie die Stellen anzeichnen, wo die Werwolfopfer gefunden wurden, Vladek?«

Er machte drei dicke Kreuze und sagte jedes mal: »Hier. Hier. Und hier.«

Das dritte Kreuz befand sich in der Rustenschacherallee. Vladek erzählte uns, daß es dort einen Straßenbahnfahrer namens Gerd Kabelka erwischt hatte. Der Mann hatte sich auf dem Heimweg befunden. Unweit von dem Haus, in dem er gewohnt hatte, hatte ihn dann sein schreckliches Schicksal ereilt.

Drei Morde. Zwei Männer und eine Frau waren getötet worden.

Die Wiener Polizei tappte im dunkeln. Pausenlose Einvernahmen brachten nicht den erwünschten Fortschritt. Entweder gab es tatsächlich keine Augenzeugen, die den Beamten weiterhelfen konnten, oder diese Leute hatten einfach Angst, sich zu melden und zur Verfügung zu stellen.

Für mich stand fest, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf den Wiener Prater konzentrieren mußten.

Ein riesiges Areal, wie ich anhand des Plans feststellen konnte. Eine Vielzahl, von Schaubuden, Karussells, Spielhallen, Hochschaubahnen, Gaststätten…

Ein weites, einsames Jagdrevier für einen Werwolf, wenn man die Auen, von denen der Wiener Prater umgeben war, mit einbezog.

Wir erfuhren von Vladek Rodensky, wo die Dirnen auf Kundschaft warteten, in welcher Gegend sich die Zuhälter herumtrieben, wo sich der Abschaum der menschlichen Gesellschaft traf.

Auf diese Weise bekamen wir ein erstes, schon recht plastisches Bild vom Wiener Prater.

Ich faltete vorläufig den Stadtplan zusammen und steckte ihn ein. Vladek Rodensky nahm noch einen Zug von der Zigarette und drückte sie sodann im Aschenbecher aus.

»Abschließend«, meinte er dann, »möchte ich Ihnen noch eine Geschichte erzählen, die sich heute morgen zugetragen hat und die mir in diesem Zusammenhang erwähnenswert erscheint: Ich bin mit einem Baron namens Louis von Klipstein befreundet. Ein Teil seines Vermögens steckt in meiner Firma. Der Baron hat mich angerufen und mir erzählt, daß er Besuch von einem ihm völlig fremden jungen Mann gehabt hatte. Vielleicht sollte ich hier eine Erklärung einschieben… Louis besitzt eine reich sortierte Waffensammlung, über die verschiedentlich in Fachzeitschriften geschrieben worden ist. Der junge Mann gab vor, sich für diese Waffensammlung zu interessieren. Er bat meinen Freund, ihm die Sammlung zu zeigen. Zuerst wollte Louis ihm die Bitte abschlagen, aber dann ließ er den Fremden doch in sein Haus und ließ ihn die Sammlung sehen. Dabei stellte sich heraus, daß der junge Mann ein spezielles Interesse für ein magisches Silberschwert zeigte…«

Suko und ich horchten auf.

»Ein magisches Silberschwert?« echote mein chinesischer Partner.

Vladek Rodensky nickte. »Einer von Louis' Ahnen hat es anfertigen lassen, um damit Werwölfe zu töten.«

»Und warum interessierte sich der Junge so sehr für dieses Schwert?« fragte Suko.

Vladek hob die Schultern. »Darüber hat er sich nicht klar ausgelassen. Er bat meinen Freund nur händeringend, ihm das Silberschwert zu leihen.«

»Wozu?« fragte ich.

»Das hat er nicht gesagt. Er behauptete lediglich, daß es für ihn geradezu lebenswichtig wäre, das Schwert für kurze Zeit zu besitzen. Er würde es ganz bestimmt wieder zurückbringen, Louis könne von ihm jede Art von Garantie verlangen…«

»Hat ihm Ihr Freund das Schwert geliehen?« wollte ich wissen.

Vladek schüttelte den Kopf. »Wo denken Sie hin, John? Wenn Louis jedem Fremden eine Waffe leihen würde, der bei ihm zur Tür hereingeschneit kommt, besäße er bald keine Sammlung mehr. Louis hat dem jungen Mann die Tür gewiesen.«

»Wie hat der Fremde darauf reagiert?« fragte ich.

»Er war nahe daran, sich auf meinen Freund zu stürzen, konnte sich

nur mit Mühe beherrschen.«

»Dann scheint er das Schwert wirklich dringend zu brauchen.«

»Möglich. Aber von Louis wird er es nicht bekommen. Das kann er sich ein für allemal aus dem Kopf schlagen.«

»Ich würde das Schwert gern sehen«, sagte ich.

Vladek nickte. »Das läßt sich arrangieren.«

»Wann?«

»Jederzeit. Ich brauche Louis nur anzurufen… Übrigens, der Junge, von dem ich soeben erzählt habe, hat sich mit dem Namen Benno Messmer vorgestellt. Er erwähnte, daß er erst vor ein paar Tagen von München nach Wien kam… Vielleicht spinne ich mir da etwas zusammen – aber vor ein paar Tagen wurde auch das erste Werwolfopfer gefunden!«

***

Nachdem Louis von Klipstein ihn hinausgeworfen hatte, setzte sich Benno Messmer in seinen Leihwagen, einen zitronengelben Opel Kadett, und fuhr los.

Er hatte eine Stinkwut auf den Baron, der ihm das Silberschwert nicht borgen wollte, obwohl er es ihm wirklich bald wieder zurückgegeben hätte. Die Wut verrauchte erst allmählich wieder.

Benno kurvte durch den Heurigenort Grinzing, fuhr die Höhenstraße hinauf und erreichte schließlich den Kahlenberg, von wo aus man einen herrlichen Blick über Wien hat. Bei klarem Wetter. Nicht, wenn es schneit.

Benno begab sich in das spärlich besuchte Ausflugsrestaurant und lernte da ein hübsches Mädchen kennen, das ungefähr in seinem Alter war.

Sie war eine Augenweide, hatte rabenschwarzes, langes Haar und meergrüne Katzenaugen. Sie trug einen weiten, warmen Pullover und hautenge Jeans, die ihre strammen Hüften modellierten.

Sie war genauso einsam wie Benno, und sie hatte nichts dagegen, daß er sich zu ihr an den Tisch setzte. Bald kam ein angeregtes Gespräch in Gang. Benno war dem Mädchen sympathisch.

Sie hieß Karin Stegmann und arbeitete normalerweise in der Kanzlei eines Rechtsanwalts. Da sie erst gestern nach einer kleinen Operation, über die sie nicht sprechen wollte, aus dem Krankenhaus entlassen worden war, wollte sie sich bis zum Wochenende noch schonen und am Montag ihre Arbeit wieder aufnehmen.

Benno lud sie zum Mittagessen ein. Sie sagte nicht nein. Am frühen Nachmittag hörte es zu schneien auf. Das junge Paar spazierte Arm in Arm durch den einsamen, stillen Park von Schönbrunn.

Benno erzählte von sich: »Ich bin nach Wien gekommen, weil ich meine Eltern suche. Es ist ein eigenartiges Gefühl, das man kaum

beschreiben kann, wenn man achtzehn Jahre lang denkt, Eltern zu haben – und dann stellt sich heraus, daß man von fremden Leuten großgezogen worden ist.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Karin.

»Achtzehn Jahre lang war ich Benno Messmer.«

»Sind Sie das heute nicht mehr?«

»Nein. Heute weiß ich, daß Messmer nicht mein richtiger Name ist. Meine Eltern haben mich als Kleinkind weggegeben. An Herrn und Frau Messmer, die mich adoptierten und mir all die Jahre vorspielten, sie wären meine richtigen Eltern. Das hätten sie nicht tun sollen. Sie hätten mir irgendwann mal die Wahrheit sagen müssen.«

»Vielleicht hatten sie das vor.«

»Sie hätten sich damit nicht so lange Zeit lassen sollen«, sagte Benno Messmer bitter. »Sie hätten nicht so lange damit warten dürfen, bis ich selbst dahinter kam…«

»Wie sind Sie dahintergekommen?«

»Ich habe Briefe gefunden. Briefe von meinen richtigen Eltern, in denen sie sich erkundigten, wie es mir geht.«

»Wie heißen Ihre richtigen Eltern?«

»Alban und Edda Tozzer. Eigentlich heiße ich Benno Tozzer.«

»Das stimmt nicht. Sie wurden adoptiert. Warum haben Ihre Eltern Sie weggegeben?«

»Darüber möchte ich nicht sprechen«, sagte Benno ernst. »Seit Tagen irre ich durch diese Stadt. Da, wo meine richtigen Eltern früher gewohnt haben – es ist die Adresse, die auf den Briefen stand –, wohnen sie nicht mehr. Ich habe keine Ahnung, wo ich sie noch suchen soll.«

»Ist es so wichtig für Sie, Ihre richtigen Eltern zu finden?«

»Es ist ungemein wichtig für mich.«

»Vielleicht sind Sie enttäuscht, wenn Sie Ihnen gegenüberstehen.«

Benno Messmer knirschte mit den Zähnen. Seine Augen wurden schmal. »Ich weiß, was mich erwartet. Dennoch darf ich dieser Konfrontation nicht aus dem Weg gehen.«

Karin Stegmann erschrak. Sie hätte diesem sympathischen Jungen niemals soviel Haß und Bitterkeit zugetraut.

Die Zeit verging wie im Flug. Bald setzte die Dämmerung ein. Plötzlich zuckte Benno Messmer so heftig zusammen, daß das Mädchen ihn besorgt anschaute. Er stöhnte.

Sein Gesicht verzerrte sich für einen Moment. Er krümmte sich, als hätte er schreckliche Schmerzen.

Karins Augen weiteten sich. »Mein Gott, ist Ihnen nicht gut?«

»Schnell!« keuchte Benno. »Schnell, wir müssen den Park verlassen…«

»Was haben Sie denn?«

»Ein Schwächeanfall. Machen Sie sich um mich keine Sorgen, Karin. Wenn Sie erlauben, bringe ich Sie jetzt zur Straßenbahn. Sie steigen ein und fahren nach Hause, ja?«

»Aber… Sie sehen aus, als ob Sie Hilfe brauchen.«

»Ich weiß, was ich brauche. Bitte, Karin, gehen Sie etwas rascher. Der Anfall wird bald wieder vorbei sein…«

»Haben Sie das öfter?«

»Keine Fragen, Karin. Bitte! Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen das alles reichlich seltsam vorkommt, aber ich bitte Sie trotzdem – fragen Sie nicht!«

Sie eilten aus dem Park. Die Schmerzen schienen immer heftiger zu werden. Benno fing laut zu husten an.

»Sie sollten einen Arzt aufsuchen!« sagte Karin Stegmann teilnahmsvoll.

»Ich erhole mich schon wieder. Ohne Arzt. Ganz bestimmt«, sagte Benno. Seine Stimme klang mit einemmal seltsam rau. »Haben Sie Telefon?«

»Ja.«

»Darf ich Sie morgen anrufen?«

»Ja«, sagte Karin Stegmann. Sie erreichten die Straßenbahnhaltestelle. Ein Gelenkwagenzug kam.

»Auf Wiedersehen, Karin«, sagte Benno Messmer. »Und Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen um mich zu machen. Ich ruf Sie an!«

Das verwunderte Mädchen nickte. Sie stieg in die Straßenbahn. Die automatischen Türen schlossen sich. Die Straßenbahn setzte sich in Bewegung, Karin hob zaghaft die Hand und winkte. Mitleid schimmerte in ihren grünen Augen.

Benno wandte sich hastig um und hetzte zu seinem Kadett. Er schloß mit zitternden Fingern den Wagenschlag auf und ließ sich ächzend in das Fahrzeug fallen. Eine neue Schmerzwelle durchraste seinen Körper.

Er konnte es kaum noch unterdrücken.

Mit starren Augen blickte er auf seine Hände. Sie lagen auf dem Lenkrad. Allmählich wuchs darauf ein struppiges Fell. Aus den Händen wurden gefährliche Pranken mit langen, tödlichen Krallen.

Aus dem sympathischen Jungen Benno Messmer wurde ein furchterregender, hechelnder Werwolf…

***

Wir hatten uns die Waffensammlung des Barons am Nachmittag angesehen, und wir fragten uns seither, warum dieser Junge aus München so versessen auf das magische Schwert gewesen war.

Um beweglicher zu sein, mieteten wir bei AVIS einen stratosilbernen Audi 100. Damit suchten wir jene Stellen auf, die Vladek Rodensky

auf meinem Stadtplan markiert hatte.

Der Brillenfabrikant hatte mit uns kommen wollen, aber seine Sekretärin, die ihn im Haus des Barons erreichte, hatte ihn daran erinnert, daß er zwei unaufschiebbare Termine hatte, die er unbedingt einhalten mußte.

Als wir ihm versicherten, daß wir uns auch ohne ihn zurechtfinden würden, war er sichtlich erleichtert.

Nachdem wir die drei Tatorte besichtigt hatten, ließen wir unseren Audi beim Messegelände stehen und begaben uns in den Prater. Fast alle Etablissements hatten bereits geschlossen.

Die Dämmerung war inzwischen weit fortgeschritten. Wie eine unheimliche Geisterstadt wirkte der Vergnügungspark.

Wir kamen an Schaukeln – hier ›Hutschen‹ genannt – vorbei, blieben vor einem Karussell kurz stehen, zu dem die Wiener ›Ringelspiel‹ sagen, schauten uns wachsam um, konnten jedoch keine verdächtige Person entdecken.

»Ob er heute nacht wieder zuschlagen wird?« fragte Suko.

»Das weiß nur er selbst, sonst niemand«, erwiderte ich. Es war kalt. Ein unangenehmer Wind blies zwischen den Geister- und Hochbahnen hindurch. Wir schritten das gesamte Gelände des Vergnügungsparks ab.

In den geheizten Spielhallen wärmten wir uns kurz auf. Dann setzten wir unseren nächtlichen Streifzug fort.

»Vielleicht sollten wir uns trennen«, meinte Suko. »Getrennt können wir ein größeres Gebiet absuchen.«

Der Chinese hatte recht. Wir hatten keine Ahnung, wo wir das Monster suchen sollten. Wenn wir uns trennten, verdoppelte sich unsere Chance, dem unheimlichen Killer zu begegnen.

Wir waren beide bewaffnet. Ich trug in der Schulterhalfter die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta, während ich Suko meinen geweihten Silberdolch gegeben hatte, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte.

Mit beiden Waffen war der Werwolf zur Strecke zu bringen. Wir mußten ihm nur begegnen.

Vielleicht durchstreifte er bereits, genau wie wir, den Prater, auf der Suche nach einem neuen Opfer.

Er würde uns wohl kaum angreifen, solange wir zu zweit waren, deshalb war ich mit Sukos Vorschlag, von nun an im Alleingang vorzugehen, sofort einverstanden.

Aber schließlich kam alles ganz anders…

Wir vernahmen trippelnde Schritte. Da kam ein Mädchen. Allein! Sie mußte sehr viel Mut besitzen. Oder sie war verrückt. Jedermann in Wien hatte von den Morden gelesen, und es war den Leuten geraten worden, den Prater bis auf weiteres zu meiden.

Aber dieses Mädchen glaubte, von dem grausamen Mörder, der hier sein Unwesen trieb, nichts befürchten zu müssen.
Wir wandten uns um.
Noch konnten wir das Mädchen nicht sehen. Sie ging nicht besonders schnell, hatte es nicht eilig. Die unheimliche Atmosphäre der leeren, finsteren Buden schien sie nicht zu stören.
Das ließ mich vermuten, daß sie hier gewissermaßen ›zu Hause‹ war.
Jetzt bog sie um die Ecke. Als sie Suko und mich sah, verlangsamte sich ihr Schritt.
Sie war ziemlich aufgedonnert, hatte brandrotes Haar, falsche Wimpern, eine lange Fuchsjacke und hohe schwarze Lederstiefel, die bis über die Knie gingen.
Sie ließ sofort ihre Hüften rotieren, kam mit einem aufreizenden Gang auf uns zu, und ihr Blick verriet uns, daß wir von ihr alles haben konnten. Wirklich alles – vorausgesetzt, daß wir den Preis bezahlten, den sie verlangte.
Die Rothaarige musterte zuerst Suko und dann mich. »Na, ihr beiden? Habt ihr euch verlaufen?«
Sie sah nicht schlecht aus. Eigentlich war sie viel zu hübsch für diesen Beruf. Ich fragte mich, welche Umstände daran schuld gewesen waren, daß sie hier gelandet war.
»Sucht ihr ein Mädchen?« fragte sie. »Hier ist eins«, sagte sie mit ausgebreiteten Armen.
»Vielen Dank für das Angebot, aber uns ist heute nicht danach«, erwiderte ich.
»Oh, Ausländer«, sagte das Mädchen. »Woher kommst du, Süßer?«
»Aus London.«
»Und wie heißt du?«
»John.«
»Hat dein Freund auch einen Namen?«
»Suko.«
»Und ihr kommt nach Wien und wollt nichts erleben? Das kaufe ich euch nicht ab. Ihr solltet euch mein Angebot noch mal gut überlegen. So was wie mich findet ihr in dieser Stadt bestimmt nicht alle Tage. Wenn ihr wollt, mache ich mich für euch die ganze Nacht frei. Reizt euch das nicht? Und damit ihr Wien in guter Erinnerung behaltet, macht euch Sabinchen sogar einen Vorzugspreis. Ist das ein Wort? Habt ihr nicht doch Lust, mit zu mir nach Hause zu kommen? Ich habe fantastische Filme, die euch so richtig in Fahrt bringen werden.«
Ich schüttelte entschieden den Kopf. »Wir möchten trotzdem nicht.«
»Was gefällt euch nicht an mir?«
»Du bist wunderbar.«
»Aber?«
»Wir sind nicht hier, weil wir Anschluss suchen«, erwiderte ich.

»Vielleicht wirst du mir gleich sagen, daß ich mich um meinen eigenen Kram kümmern soll…«

Das Mädchen bedachte mich mit einem gekonnten Augenaufschlag. »Du darfst mir alles sagen, Großer. Ich mag dich nämlich. Du hast mir sofort gefallen, als ich dich sah.«

»Hör zu, es ist derzeit gefährlich, allein durch den Prater zu gehen«, sagte ich.

Das Mädchen lachte. »Hat sich das schon bis London herumgesprochen?«

»Du solltest das lieber nicht auf die leichte Schulter nehmen«, sagte ich ernst.

»Sabinchen passiert schon nichts«, behauptete das Mädchen. Sie öffnete ihre lederne Handtasche und zeigte uns eine Gaspistole. »Ich kann sehr gut auf mich aufpassen.«

»Es wäre besser, du würdest dich nicht allzu sehr auf deine Spielzeugpistole verlassen«, riet ich dem Mädchen. »Mach Schluß für heute, und geh nach Hause.«

»Na schön, ich werd' mir deinen Vorschlag durch den Kopf gehen lassen, Großer«, sagte das Mädchen. Sie ließ ihre Gaspistole in die Handtasche zurückfallen und trippelte weiter.

Suko und ich waren die letzten, die sie lebend sahen, aber das konnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen.

***

Ein großer schwarzer Schatten huschte durch die Dunkelheit. Er verbarg sich in finsteren Durchlässen und engen Nischen. Hin und wieder entrang sich seiner Kehle ein gieriges Knurren.

Er war auf der Suche nach einem neuen Opfer. Hinter ihm ragte das Gestänge der Cortina-Bobbahn auf. Er stemmte sich vom Gitter ab, an dem er kurz gelehnt hatte, überquerte die asphaltierte Straße und erreichte einen grauen, versperrten Rollbalken.

Stimmen.

Er spitzte sofort die Ohren. Menschen! Er wurde unruhig. Seine Augen funkelten mordlüstern. Er konnte sich kaum noch beherrschen. Nahezu lautlos pirschte er sich näher an die Stimmen heran.

Er schlich an einer finsteren Geisterbahn vorbei, deren Fassade wie aus grauem Fels gehauen aussah. Am sternenklaren Dezemberhimmel hing die schmale Sichel des Mondes.

Der Werwolf hätte es lieber gesehen, wenn der Mond voll gewesen wäre, denn er badete gern in seinem bleichen Schein. Das silbrige Licht des Mondes drang ihm in den Körper und stärkte seine übernatürlichen Kräfte.

Zwei Schritte machte das Monster noch. Es schloß die Wolfsschnauze und verwandelte sich von einer Sekunde zur anderen in einen

Menschen.

Seine Hand legte sich auf den künstlichen Felsen. Er blickte vorsichtig hinter der Geisterbahn hervor.

Dort standen zwei Männer und ein Mädchen. Einer der beiden Männer war ein gewaltiger Chinese. Der andere war groß und schlank. Er wirkte sehr sportlich und war bestimmt ziemlich wendig.

Ein gieriger Laut wollte sich seiner Kehle entringen. Er konnte sich nur mit großer Mühe beherrschen. Seine Augen verengten sich. Er starrte das rothaarige Mädchen an.

Heiß brauste das Blut durch seine Adern. Dieses Mädchen sollte sein nächstes Opfer sein. Wohin sie auch gehen würde, er würde ihr folgen und bei der erstbesten Gelegenheit über sie herfallen…

Er war so aufgeregt, daß ein heftiges Beben durch seinen kräftigen Körper lief. Ein fast schmerzhaftes Prickeln entstand zwischen seinen Schulterblättern.

Es fiel ihm unglaublich schwer, seine Ungeduld zu zügeln. Er wurde auf eine verflucht harte Probe gestellt.

Seine Nerven vibrierten. Er leckte sich aufgewühlt die Lippen. Und er starrte das Mädchen an, als wollte er es hypnotisieren.

Die Rothaarige öffnete soeben ihre Handtasche. Sie zeigte den beiden Männern eine Pistole.

Der Unheimliche grinste. Er brauchte keine Angst vor dieser Waffe zu haben. Vermutlich handelte es sich lediglich um eine Gaspistole. Aber selbst wenn das kleine Ding mit echten Kugeln geladen war, störte das den Werwolf nicht.

Werwölfe sind unverwundbar – wenn man von Waffen oder Kugeln absieht, die aus reinem Silber bestehen.

Jetzt ließ das Mädchen die Pistole wieder in seiner Handtasche verschwinden. Und dann ging es weiter. Allein!

Der Unheimliche grinste zufrieden. Hastig schaute er sich um. Die trippelnden Schritte kamen näher.

Der Killer suchte nach einem Versteck – und er fand eins, bevor das Mädchen um die Ecke bog…

***

Ihr Name war Sabine Falk. Ein Mädchen vom Lande. Sie war nach Wien gekommen, weil sie geglaubt hatte, in dieser Stadt ihr Glück machen zu können. Aber schon bald hatte sie feststellen müssen, daß Wien auf sie nicht gewartet hatte. Nach Hause zurückzukehren und zuzugeben, daß sie es nicht geschafft hatte, kam für sie nicht in Frage.

Das hätte ihr Stolz niemals zugelassen. Deshalb blieb sie in Wien, obwohl es ihr immer dreckiger ging, denn die mitgebrachten Ersparnisse waren sehr bald aufgebraucht.

Allmählich wuchsen ihr die Schulden über den Kopf – und als sie

nicht mehr ein noch aus wußte, lernte sie Harry Sebald kennen, der sich aufopfernd um sie bemühte, der alle ihre Schulden bezahlte und ihr eine schöne Wohnung kaufte.

Zu spät begriff sie erst, warum Harry Sebald das alles für sie getan hatte. Er war alles andere als ein uneigennütziger Mensch.

Er hatte in Sabine Falk investiert, und eines Tages hielt er dann die Hand auf, um seine Zinsen zu kassieren. Als sie erfuhr, daß Harry Sebald ein Zuhälter war, wollte sie weglaufen.

Aber das tat sie nur ein einziges Mal.

Harrys Freunde fingen sie ab, und was Harry dann mit ihr machte, daran wollte sie selbst heute, vier Jahre danach, noch nicht denken.

Seither arbeitete sie für Harry Sebald, und es ging ihr relativ gut. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden und machte das Beste daraus. Mehr war in ihrem Leben eben nicht drin, das hatte sie inzwischen eingesehen.

Sabine Falk bog um die Ecke. Sie bedauerte, daß es mit den beiden Männern aus London nicht geklappt hatte.

Wer mochte wissen, wer ihr sonst noch über den Weg laufen würde.

Nachdenklich ging das rothaarige Mädchen an der Geisterbahn vorbei. Plötzlich glaubte sie, hinter sich ein Geräusch vernommen zu haben.

Sie zuckte augenblicklich herum. Jetzt hatte sie plötzlich Angst.

Aus dem Felsspalt der Geisterbahn wuchs eine große, kräftige Gestalt. Ein Mann, dem man seine Stärke deutlich ansah.

Er sah nicht übel aus. Deshalb dachte Sabine: Versuchs einmal bei dem.

Sie strich sich mit der Hand über die Hüfte. »Na, Großer? So allein? Vielleicht sollten wir uns für eine Weile zusammentun. Ich wohne nicht sehr weit von hier. Es ist schön warm bei mir zu Hause. So warm, daß du nicht einen einzigen Faden anbehalten mußt, wenn du nicht möchtest. Was sagst du dazu?«

Der Mann kam auf sie zu. Sabine war er plötzlich nicht geheuer. Sabine Falk hatte in den Jahren, in denen sie für Harry Sebald arbeitete, alle Schattenseiten des Lebens kennen gelernt.

Sie hatte sich eine hervorragende Beobachtungsgabe und eine vorzügliche Menschenkenntnis angeeignet.

Dieser Kerl wollte nicht das, was normalerweise Männer von ihr wollten. Der war auf etwas anderes aus.

Sabine Falks Kehle schnürte sich zu. Irgend etwas stimmte mit diesem Kerl nicht. Er sagte nichts, starrte sie nur an.

Und da war ein Ausdruck in seinen Augen, der das Mädchen zutiefst erschreckte. Schlagartig war ihr klar, wen sie vor sich hatte.

Das mußte der Verrückte sein, der bereits drei Menschen auf dem Gewissen hatte. Der Ausdruck in seinen Augen, das war reine

Mordlust.

Sabine Falk stockte der Atem. Sie öffnete blitzschnell ihre Handtasche. In der nächsten Sekunde schon richtete sie ihre Gaspistole auf das Gesicht des Unheimlichen.

Er grinste eiskalt. Die Zähne, die seine Lippen dabei entblößten, waren keine menschlichen Zähne.

Entsetzt blickte Sabine Falk auf das gebleckte Raubtiergebiss. Sie beobachtete zitternd, wie sich das Gesicht des Fremden zu verändern begann.

Schockartig erinnerte sie sich an einen Horror-Film, den sie vor Jahren gesehen hatte. In diesem Film war ein Mensch zum Werwolf geworden.

So, wie es in diesem Augenblick in Wirklichkeit vor Sabine Falks Augen passierte. Die Bestie knurrte, als die Metamorphose abgeschlossen war.

Sabine hatte den Eindruck, ihr Herz würde hoch oben im Hals schlagen. Sie begriff, daß sie verloren war, wenn sie jetzt nicht blitzschnell handelte.

In großer Eile wollte sie die Gaspistole abfeuern, doch dazu ließ es das hechelnde und knurrende Scheusal nicht mehr kommen.

Bevor Sabine Falk den Finger krümmen konnte, drosch ihr der Werwolf mit einem gewaltigen Hieb die Pistole aus der Hand.

Die Waffe flog in hohem Bogen durch die Luft und landete klappernd auf einem eisernen Kanalgitter.

Dem Mädchen war plötzlich heiß und kalt zugleich. Sie entsann sich der beiden Ausländer, die ihr geraten hatten, nach Hause zu gehen.

Sie wußte, daß sie jetzt verdammt dringend Hilfe brauchte. Und sie hoffte, daß sich John und Suko, wie die beiden geheißen hatten, noch nicht sehr weit entfernt hatten.

Lieber Gott, laß sie noch in Rufweite sein! dachte das zitternde Mädchen, und dann fing es laut zu schreien an.

***

Suko schüttelte lächelnd den Kopf. »Dieses Mädchen hat fast mehr Mut als ich.«

»Sie ist sich der Gefahr nicht bewußt, in der sie sich hier befindet«, erwiderte ich. Wir gingen noch ein Stück gemeinsam, bevor wir uns trennen wollten.

Suko fröstelte. »Es wäre fast zu schön, um wahr zu sein, wenn wir den Kerl gleich in der ersten Nacht erwischen würden, was?«

Ich grinste. »Dir ist doch nicht etwa kalt? Ich liebe die Kälte.«

»Ich nicht«, murrte der Chinese. »Es gibt schönere Orte, vor allem aber wärmere, wo ich jetzt bedeutend lieber wäre.«

»In Rio de Janeiro ist jetzt Sommer.«

»Gott, wie ich die Brasilianer beneide…«

Suko unterbrach sich jäh. Wir hörten einen markerschütternden Schrei. Es war der Schrei eines Mädchens. Das konnte nur Sabine sein!

Suko warf mir einen gehetzten Blick zu. »Verdammt!«

Wir reagierten auf den Schrei des Mädchens augenblicklich und auf eine ähnliche Weise. Während mein chinesischer Partner den geweihten Silberdolch zückte, ergriff ich blitzschnell meine Beretta und entsicherte sie.

Uns war sonnenklar, was dieser entsetzliche Schrei zu bedeuten hatte. Wir wußten, wem das rothaarige Mädchen soeben begegnet war, und wir rannten mit langen Sätzen den schrecklichen Schreien entgegen.

Plötzlich Stille!

Meine Kopfhaut zog sich zusammen. Ich befürchtete das Schlimmste. Deshalb lief ich noch schneller.

Suko konnte mein Tempo nicht mithalten. Er fiel etwas zurück. Niemand hätte dem Hünen zugetraut, daß er so schnell sprinten konnte.

Ich hörte ihn hinter mir schnaufen. Zehn Yards war ich noch von der Ecke entfernt, hinter der das Mädchen geschrien hatte.

Ich rannte, als ginge es um mein eigenes Leben. Aber ob das nun mein Leben oder das dieses Mädchens war, wo war da ein Unterschied?

Der schreckliche Killer durfte keinen weiteren Mord mehr begehen. Er hatte bereits dreimal tödlich zugeschlagen. Das war schon dreimal zuviel. Ich wollte mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln verhindern, daß er auch dieses Mädchen umbrachte.

Acht Yards… Der kalte Schweiß trat mir aus den Poren. Ich machte mir Vorwürfe. Wir hätten Sabine nicht allein weitergehen lassen sollen. Wir hätten sie begleiten müssen.

Verflucht noch mal, wir hatten sie einfach ihrem Schicksal überlassen, statt daß wir uns um sie gekümmert hätten.

Sechs Yards… Schwer lag die Beretta in meiner Faust. Ich war auf alles vorbereitet.

Er war ein Teufel, der nur aus einem Grund auf der Welt war – um zu töten. Deshalb wäre es falsch gewesen, sein Leben zu schonen.

Ein solcher Fehler würde mir bestimmt nicht unterlaufen, denn ich wußte seit langem über diese dämonischen Monster Bescheid.

Vier Yards. Drei… Zwei… Schwer atmend jagte ich um die Ecke. Ich hoffte, ihn sofort zu sehen, doch ich erblickte überhaupt niemanden. Auch das Mädchen nicht.

Nur ihre Tasche sah ich. Sie lag auf dem Asphalt. Und auf dem eisernen Kanalgitter lag ihre Gaspistole, die sie nicht einmal abgefeuert hatte. Dabei hatte sie sich so sehr auf diese Waffe

verlassen.
Suko erreichte mich. Sein Atem rasselte. Helle Dunstfahnen flogen aus seinem offenen Mund.
»Wo ist sie?« fragte der Hüne atemlos.
»Wenn ich das nur wüßte!« gab ich reichlich besorgt zurück, während ich mich suchend umblickte…
Jäh hatte Sabine Falk zu schreien aufgehört. Sie hatte begriffen, daß sie ihr Leben damit nicht retten konnte. Deshalb war sie augenblicklich herumgewirbelt, war auf die geschlossene Geisterbahn zugelaufen und an der künstlichen Felsfassade hochgeklettert.
Im Obergeschoss der Geisterbahn schlüpfte sie durch eine Lücke. Der Werwolf stieß ein ärgerliches Knurren aus und folgte dem Mädchen.
Sabine stolperte über die hohen Eisenschienen, auf denen die kleinen Geisterbahnwagen durch die schaurigen Abteilungen rollten.
Das Mädchen fand eine Schwingtür und stieß sie hastig auf. Ohne zu überlegen, stürzte sie in die schwarze Finsternis hinein.
Die große Panik, von der Sabine gepeinigt wurde, trieb sie in größter Eile durch die Spukwelt.
Sie stieß sich das Schienbein an einem geschlossenen Sarg. Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie konnte einen Schmerzenslaut nicht unterdrücken.
Weiter! Weiter! Nur weiter! hämmerte es in ihr. Du mußt ihn abhängen! Wenn du das nicht schaffst, kann dir keiner mehr helfen, dann bist du rettungslos verloren!
In der nächsten Sekunde prallte sie gegen ein bleiches Skelett. Sie zuckte zurück, streckte die Hände tastend aus, um nicht noch gegen weitere Hindernisse zu laufen.
Wankend und stolpernd jagte sie an einem Henker, an einem Gehenkten und gleich darauf an einem grauenerregenden Vampir vorbei.
Sie schwitzte. Sie bekam kaum noch Luft. Jetzt machten sich die vierzig Zigaretten unangenehm bemerkbar, die sie täglich rauchte.
Weit hinter sich hörte sie den Werwolf durch die Dunkelheit stampfen. Sabine Falk suchte ein Versteck für sich.
Keine noch so finstere Nische war ihr sicher genug. Sie befürchtete, überall von diesem grauenerregenden Horrorwesen aufgespürt zu werden.
Tränen quollen aus ihren Augen und liefen über ihre zuckenden Wangen. Sie schluchzte, obwohl sie es nicht wollte, denn damit konnte sie sich verraten. Verzweifelt tappte sie weiter.
Ein aus Nylonfäden geknüpftes Spinnennetz hielt sie auf. In großer Hast versuchte sie, das Netz zu umgehen.
Sie tastete sich an den Maschen entlang und erreichte eine enge Nische, in die sie knapp hineinpaßte.

Sie preßte sich in diese Vertiefung und kämpfte gegen das Schluchzen an. Der Werwolf polterte mit ungestümen Schritten durch die Geisterbahn.

Sabine Falk hörte ihn näher kommen. Die Angst drückte ihr beinahe das Herz ab. Sie hatte sich in ihrem ganzen Leben noch nie so entsetzlich gefürchtet. Seit sie dieser Bestie begegnet war, wußte sie, was Todesangst ist.

Das Mädchen preßte die Fäuste an die bebenden Lippen.

Kein Laut jetzt! flüsterte es in ihr. Wenn du dich jetzt mit einem Geräusch verrätst, bist du unweigerlich verloren.

Das Poltern und Stampfen wurde immer lauter.

Und dann war er da!

Sabines Herz übersprang einen Schlag. Es war zu dunkel, um ihn sehen zu können. Dennoch war er so schrecklich präsent, daß das Mädchen glaubte, nun wäre alles aus.

Sie hörte sein Keuchen und sein Hecheln. Wenige Meter von ihr entfernt blieb er kurz stehen.

Er lauschte. Sabine befürchtete, daß sie von ihrem Pulschlag verraten werden könnte. Der Schweiß rann ihr in breiten Bächen übers Gesicht.

Das Monster drehte sich um. Sabine sah seine unheimlichen Augen in der Finsternis leuchten. Zwei Höllenpunkte waren es, die sie furchtbar anstarrten. Das Mädchen hatte kaum noch die Kraft, sich aufrecht zu halten.

Ob er sie entdeckt hatte? Konnte er mit diesen leuchtenden Augen die Dunkelheit durchdringen, als wäre es lediglich eine Dämmerung, die eben erst eingesetzt hatte?

In diesen schrecklichen Minuten gab sich Sabine selbst auf. Ihre namenlose Angst hatte einen Punkt erreicht, der nicht mehr zu überschreiten war. Sie resignierte. Ergab sich ihrem Schicksal.

Sabine ließ die Fäuste langsam sinken. Der Unhold starrte sie immer noch mit seinen grauenvollen Augen an.

Wenn er jetzt auf sie zukäme, würde sie sich nicht zur Wehr setzen, sondern den Tod widerspruchslos hinnehmen.

Er machte zwei Schritte auf sie zu. Sabine glaubte, in diesem fürchterlich quälenden Augenblick zu sterben.

Alles Leben wich aus ihrem Körper. Sie war steif und starr wie eine Statue aus Marmor. Unfähig, sich zu bewegen. Kalt. Keiner Gefühlsregung fähig.

Leblos.

Der Werwolf knurrte zornig.

Sabine Falk bemerkte irgendwo im letzten Winkel ihres Innern einen kleinen Hoffnungsschimmer. Die gefährliche Bestie schien sie doch nicht entdeckt zu haben.

War sie am Ende noch nicht ganz verloren? Hatte sie noch eine

winzige Chance? Sofort klammerte sich ihre furchtsame Seele an diese vage Hoffnung.

Sie faßte neuen Mut. Mit einemmal war es ihr nicht mehr gleichgültig, was mit ihr passierte.

Sie wollte weiterleben. In diesen schrecklichen Augenblicken nahm sie sich fest vor, vieles anders zu machen, wenn sie mit heiler Haut davonkommen sollte. Sie begriff, daß sie in ihrem Leben einen Wendepunkt erreicht hatte, und wenn ihr der Himmel noch eine Chance bieten würde, würde sie sie auf jeden Fall nützen.

Der Werwolf eilte weiter!

Sabine Falks Herz machte einen begeisterten Hüpf er. Gerettet! Er hatte sie nicht bemerkt. Er suchte sie woanders!

Sabine konnte ihr Glück kaum fassen. Am liebsten hätte sie vor Freude laut aufgeschrieen. Doch war sie tatsächlich schon außer Gefahr?

Konnte dieser haarige Teufel nicht jeden Moment zurückkommen? Sabine Falk hielt es kaum noch in der engen, finsteren Nische aus.

Sie bekam darin Platzangst. Es drängte sie, das schützende Dunkel zu verlassen. Sie hörte den Werwolf durch die Geisterbahn poltern und hatte vor, sich in der entgegengesetzten Richtung lautlos davonzustehlen.

Langsam glitt sie aus der Nische. Sie schob sich an der rauen Wand entlang. Ihr Gesicht war dorthin gewandt, woher die Geräusche kamen, die das Monster verursachte.

Daß es solche Bestien tatsächlich gab, hatte Sabine Falk niemals für möglich gehalten. Und für noch viel unwahrscheinlicher hatte sie es bis vor wenigen Augenblicken gehalten, daß sie solch einer Höllengestalt jemals begegnen würde.

Kein Geräusch mehr! Der Werwolf lauschte wieder einmal.

Sabine überlegte hastig. Sollte sie stehen bleiben? Sich vollkommen ruhig verhalten? Abwarten, bis er mit seinem Gepolter wieder begann?

Sie dachte, er wäre weit genug von ihr entfernt, daß sie es riskieren konnte loszurennen. Aber diese Vermutung war falsch.

Es war ein furchtbarer Fehler, blitzschnell zu starten. Sabine kam nicht weit. Sie stieß gegen die langen behaarten Beine einer Plastik-Riesenspinne, verhedderte sich darin und fiel.

In fiebernder Hast kämpfte sie sich wieder hoch. Als sie weiterlaufen wollte, merkte sie, daß das Ungeheuer sich bereits in ihrer unmittelbaren Nähe befand…

***

Wir waren einen Moment unschlüssig. Suko stand neben mir. Mit dem geweihten Silberdolch in der Faust. In meiner Rechten lag die

schussbereite Beretta. Plötzlich elektrisierte mich der Todesschrei des Mädchens.

Er kam aus der Geisterbahn. Wie vom Katapult geschleudert sausten wir auf das Spukhaus zu. Wir sprangen an der Kunstfelsfassade hoch, überkletterten Mauernasen und erreichten das Obergeschoss der finsteren Geisterbahn.

Ungestüm stieß ich die Tür auf. Gemeinsam mit Suko stürmte ich in die pechschwarze Dunkelheit hinein.

Ich konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Grauenerregende Geräusche drangen an mein Ohr. Kampflärm. Das Mädchen wehrte sich mit verzweifeltem Mut. Und es schrie.

Seine Schreie wurden immer schriller.

Ich befürchtete, nicht mehr rechtzeitig bei dem Mädchen einzutreffen, um sein Leben noch retten zu können.

Mit der Schulter prallte ich gegen einen hölzernen Vampir. Ein glühender Schmerz raste mir bis in die Fingerspitzen.

Mein Gesicht verzerrte sich, aber ich blieb nicht stehen. Die Sorge um Sabine peitschte mich immer tiefer in die undurchdringliche Finsternis hinein.

Suko stolperte, verlor das Gleichgewicht und prallte gegen meinen Rücken. Sein Schwung riß mich nach vorn.

Ich landete in den ausgebreiteten Armen einer Hexe, stieß mich von der leblosen Figur ab und keuchte weiter.

Als Sabines Schrei abbrach, wußte ich, daß wir den Wettlauf mit dem Tod verloren hatten.

Die vor uns liegende Stille war daraufhin erdrückend und peinigend. Für uns stand fest, daß wir zu einer Leiche unterwegs waren.

Ich stieß gegen irgendwelches Gestänge. Wenn wir bloß eine Taschenlampe bei uns gehabt hätten, um schneller und sicherer vorwärts zu kommen.

Wut wallte in mir auf. Wenn wir schon nichts mehr für das Mädchen tun konnten, so mußten wir wenigstens alles daransetzen, um den Werwolf unschädlich zu machen.

Ich sehnte mir eine Konfrontation mit der Bestie herbei, um sie für immer auszuschalten.

Ich wollte ihr Auge in Auge gegenüberstehen und wollte ihr den Tod geben.

Keuchend blieb ich eine Sekunde stehen. Da war ein Geräusch. Ganz in der Nähe. Ein furchtbares Röcheln.

Sabine!

Wir eilten auf das Röcheln zu und fanden das tote Mädchen.

Meine Wut schwoll so stark an, daß ich davon Magenkrämpfe bekam. Ich starrte grimmig in die Dunkelheit und hoffte, irgendeine Wahrnehmung zu machen, die mir verriet, wo dieser Teufel steckte.

Plötzlich hörte ich seine Schritte. Er stahl sich durch die Dunkelheit. Hinter mir lag das übel zugerichtete Mädchen.

Das war das Werk dieser Bestie.

War es da verwunderlich, daß ich keinen kühlen Kopf bewahren konnte? Ich bin kein Übermensch. Das Schicksal des Mädchens erschütterte mich zutiefst. Deshalb war ich nahe daran durchzudrehen.

Meine Pistolenhand flog hoch. Ich richtete die Beretta dorthin, wo ich den Werwolf vermutete, und drückte ab.

Der Mündungsblitz erhellte für einen Sekundenbruchteil die grausige Szene um mich herum. Und ich entdeckte eine große, kräftige Gestalt, die gebückt vorbeihetzte.

Ich jagte der Horror-Gestalt zwei weitere geweihte Silberkugeln nach und nahm unverzüglich die Verfolgung auf.

Immer wieder stieß ich gegen Hindernisse, die ich nicht sehen konnte. Ich fluchte – man möge mir das verzeihen –, forcierte mein Tempo, überkletterte einen Brunnen, aus dem ein Skelett herausragte, hörte vor mir eine Tür zuklappen und eilte darauf zu.

Augenblicke später fauchte mir der eisige Wind ins schweißnasse Gesicht. Ich stand auf der Zinne der Geisterbahn.

Um mich herum die kalte Dezembernacht. Von hier oben hatte ich einen Überblick über die angrenzenden Buden.

Sie interessierten mich nicht. Mein Interesse galt nur einem: Dem Wolf, der vor wenigen Minuten über das rothaarige Mädchen hergefallen war.

Welche Richtung hatte er eingeschlagen? Ich suchte ihn mit brennenden Augen. Da ich ihn nirgendwo entdecken konnte und auch kein Geräusch mehr von ihm hörte, entschied ich mich für eine von vier möglichen Fluchtrichtungen und hoffte, daß es die richtige war.

Ich kletterte über Holzbalken, Ziegelsockel und riesige Buchstaben, die das Wort GEISTERBAHN bildeten.

Atemlos sprang ich in die Tiefe. Ich federte den Sprung ab.

Der Erdboden schien die Bestie verschluckt zu haben. Ich lief den Weg zwischen den Schaubuden ein Stück entlang, denn ich wollte nicht wahrhaben, daß mir dieses Monster entkommen war.

Ich hoffte, den Werwolf irgendwo wieder zu entdecken. Meine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Ich brannte darauf, diesem grausamen Scheusal gegenüberzustehen und ihm die Rechnung für seine Schreckenstaten zu präsentieren.

Doch ich hatte kein Glück in dieser Nacht. Es war mir unmöglich, die Spur des Wolfs wiederzufinden…

***

Der nächste Tag war grau und trostlos. Eine dicke Hochnebeldecke

lag über Wien. Aber es war nicht ganz so kalt wie am Vortag. Dadurch schmolz der Schnee weg, der in letzter Zeit gefallen war.

Die Straßen waren naß. Schmutz und Wasser verbanden sich zu einem schmierigen Brei, der sich auf die Windschutzscheiben der Autos legte.

Benno Messmer hatte Karin Stegmann angerufen. Sie hatten ein Rendezvous vereinbart, und nun stand der Junge vor dem Stephansdom, dem weltbekannten Wahrzeichen der Stadt, und wartete auf das Mädchen.

Es kam von der U-Bahn-Station. Karin trug einen schwarzen Dufflecoat und kam lächelnd auf Benno zu. Er ging ihr entgegen.

»Nett, daß Sie gekommen sind, Karin.«

»Geht es Ihnen heute wieder besser?« fragte das Mädchen.

»Besser?«

»Sie hatten doch gestern diesen Schwächeanfall.«

»Der ist längst wieder vorbei. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie so rasch abgeschoben habe.«

»Wenn ich Ihnen böse wäre, wäre ich nicht gekommen.«

»Wollen Sie mir die Innenstadt zeigen?«

»Gern.«

Benno bot ihr seinen Arm an. Sie schob ihre Hand darunter, dann gingen sie Seite an Seite durch die Fußgängerzone. Zuerst führte Karin Stegmann den Jungen aus München zum Graben. Sie zeigte ihm die Pestsäule, die an jene schrecklichen Zeiten gemahnte, wo die Stadt unter der Knechtschaft des schwarzen Todes – wie die Pest genannt wurde – gestöhnt hatte.

Eine Stunde später saßen sie hinter der Oper im Café Sacher, aßen Torte und tranken vorzüglichen Kaffee.

»Haben Sie solche Schwächeanfälle öfter?« wollte Karin wissen.

»Selten«, sagte Benno Messmer ausweichend. »Waren Sie deswegen schon beim Arzt?«

»Kein Arzt kann mir helfen.«

»Das klingt so, als würden Sie kein Vertrauen zu den Ärzten haben.«

»Es gibt Fälle, wo der ärztlichen Weisheit Grenzen gesetzt sind.«

»Halten Sie sich für einen solchen Fall?«

Benno hob die Schultern. »Wir wollen kein Wort mehr darüber verlieren, einverstanden? Krankheiten sind nicht gerade ein erfreuliches Thema.«

Sie schwiegen eine Weile. Karin schaute sich um. Das Lokal vermittelte unaufdringlich ein Flair von Vornehmheit und Eleganz. Hier drinnen lebte noch ein Stück vom alten Wien. An den Tischen saßen zumeist Fremde, die die angenehme Atmosphäre mehr zu schätzen wußten als die Wiener selbst, für die das »Sacher« keine besondere Anziehungskraft ausübte.

»Sind Sie immer noch auf der Suche nach Ihren Eltern?« fragte Karin Stegmann schließlich.

Benno nickte mit zusammengezogenen Brauen. Seine Züge wurden hart.

»Immer noch keine Spur?« fragte das Mädchen.

»Leider nein. Aber so schnell gebe ich nicht auf. Ich weiß, daß ich sie finden werde. Es gibt einen Spruch, vom dem ich sehr viel halte: Beharrlichkeit überwindet alles. Ich kenne niemanden, der beharrlicher ist als ich.« Benno nahm einen Schluck vom Kaffee. Nachdem er die Tasse wieder an ihren Platz gestellt hatte, fragte er: »Haben Sie schon mal den Namen Baron von Klipstein gehört, Karin?«

Das Mädchen nickte. »Ab und zu steht über ihn etwas in den Klatschspalten. Kennen Sie ihn persönlich?«

»Ich war gestern in seinem Haus. Er besitzt eine fantastische Waffensammlung, über die ich gelesen hatte. Ich bat ihn, sie mir zu zeigen. Das hat er getan.«

»Da hatten Sie aber Glück. Soviel ich weiß, zeigt er die Sammlung nicht jedem.«

Benno lächelte. »Ich mußte eine Weile – bildlich gesprochen – vor ihm auf den Knien herumrutschen, um ihn weich zukriegen.«

»Lag Ihnen denn soviel daran, die Waffen zu sehen?«

»O ja. Sehr viel.«

»Lieben Sie Waffen?«

»Eigentlich nicht. Nein, ich verabscheue sie. Aber in Baron von Klipsteins Besitz befindet sich ein silbernes Schwert… Ehrlich gesagt, nur dieses Schwertes wegen habe ich ihn gebeten, die Sammlung sehen zu dürfen.«

»Ist dieses Schwert denn so etwas Besonderes?«

»Es ist aus reinem Silber gefertigt«, sagte Benno. In seinen Augen war ein seltsamer Glanz. »Ich habe den Baron gebeten, es mir zu leihen. Es wäre für mich sehr wichtig, dieses Schwert für kurze Zeit zu besitzen, wissen Sie? Aber von Klipstein hat mich abblitzen lassen. Er hat mir die Tür gewiesen.«

»Können Sie ihm das verdenken?«

»Natürlich nicht. Aber ich brauche das Schwert. Ich muß es unbedingt haben.«

Karin Stegmann blickte Benno verwundert an. »Was soll das heißen, Benno? Sie brauchen das Silberschwert, Sie müssen es unbedingt haben… Kein Mensch braucht heute noch ein Schwert.«

»Ich schon.«

»Aber wozu denn, um alles in der Welt?«

Benno Messmers Augen wurden schmal. Mit belegter Stimme sagte er: »Ich möchte damit meine Eltern töten.«

***

Wir hatten noch in der Nacht die Polizei verständigt, hatten aber nicht auf ihr Eintreffen gewartet, weil wir den Leuten ohnedies nicht helfen konnten, und waren gleich nach dem Telefonat zum Hilton zurückgefahren.

Für diese Nacht hatte der Werwolf seinen Mordtrieb befriedigt. Da nicht zu erwarten war, daß er in derselben Nacht noch einmal zuschlug, tankten wir im Schlaf neue Kräfte.

Tags darauf berichteten die Zeitungen mit großen Lettern von dem Mord, den Suko und ich nicht hatten verhindern können. Mir lag dieser Misserfolg wie ein Stein im Magen, obgleich mich daran keine Schuld traf.

Suko wies auf Butter, Käse und Marmelade. »Warum isst du nicht, John?«

»Ich habe keinen Appetit.«

»Ich auch nicht. Aber mit hungrigem Magen kann ich nicht arbeiten.«

»Mäste dich nur. Schließlich heißt es: Ein leerer Sack steht nicht.«

Suko winkte ab. »Dein Spott trifft mich nicht.« Er graste den Frühstückstisch gründlich ab und fragte anschließend: »Und was machen wir nun?«

»Wenn du dich noch erheben kannst, könnten wir uns den Prater mal bei Tag ansehen«, gab ich zurück.

Suko stand temperamentvoll auf, um mir zu zeigen, wie wendig er trotz seiner Körperfülle war.

Wir verließen das Hotel und setzten uns in den gemieteten Audi 100. Wenig später überquerten wir auf der Franzensbrücke den Donaukanal. Danach war es nicht mehr weit bis zum Riesenrad.

Der Parkplatz, auf dem ich den stratosilbernen Audi ausrollen ließ, war fast leer. Suko und ich trabten an einem Kino vorbei, in dessen Schaukästen viele nackte Mädchen zu sehen waren.

Wir suchten noch einmal den Ort auf, wo uns das rothaarige Mädchen begegnet war, und die schrecklichen Ereignisse der vergangenen Nacht waren in mir sofort wieder quälend präsent.

Unweit der Geisterbahn, in der Sabine ihr Leben lassen mußte, entdeckten wir eine Spielhalle. Der Mann, dem sie gehörte, hieß Golo Diess. Wir hatten das von einem kleinen Schild über dem Eingang abgelesen.

Diess sah aus wie ein aggressiver Gorilla. Er schien furchtbar schlecht gelaunt zu sein. Nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, war er sich an diesem Tag selbst zuwider.

An den Flipperautomaten standen junge Kerle, die nichts vom Arbeiten hielten.

Es gab Automaten, die einen Krieg in der Arktis simulierten, man konnte auf Cowboys schießen, die auf einer Projektionswand erschienen, und man konnte einen Karatekämpfer verdreschen…

Golo Diess hockte breit in einem Glaskasten. Wenn man ihn so ansah, mußte man meinen, daß derjenige, der ihn anredete, Gefahr lief, von ihm gebissen zu werden.

Ich nahm dieses Risiko dennoch auf mich. »Guten Tag«, sagte ich freundlich.

Er schoß unter seinen buschigen Augenbrauen einen giftigen Blick auf mich ab. »Was wollen Sie?«

»Mit Ihnen reden.«

Golo Diess schüttelte verdrossen den Kopf. »Ich mag mich mit niemandem unterhalten. Bin nicht in Stimmung. Wenn Sie spielen wollen, geht das in Ordnung. Aber aus einem Gespräch wird nichts.«

»Was ist Ihnen denn über die Leber gelaufen?«

»Zwei Kriminalbeamte, wenn Sie's genau wissen wollen. Ich kann die nicht ausstehen. Diese Beamten möchten einem immer irgend etwas anhängen. Sie sind Engländer, was?«

»Ja«, antwortete ich.

»Geht's bei Ihnen drüben auch so zu?«

»Nun, wenn Sie wissen wollen, ob bei uns die Polizei auch ihre Pflicht tut – ja, das tut sie.«

»Ihre Pflicht«, wiederholte Golo Diess verächtlich. »Ist es denn die Pflicht der Polizei, den Menschen Löcher in den Bauch zu fragen?«

»Wie soll sie denn einen Mörder fangen, wenn sie keine Fragen stellt?«

»Ist das mein Problem? Ich möchte lediglich, daß man mich in Ruhe läßt, verstehen Sie? Ich hasse es, wenn man mich wie einen Verbrecher behandelt. Sie hätten die beiden vorhin erleben müssen. Die haben fast so getan, als hätte ich die Frau umgebracht.«

»Schreckliche Sache, dieser Mord«, meinte Suko.

Golo Diess zog ungerührt die Mundwinkel nach unten. »Haben Sie sie gekannt?« fragte ich.

»Wer hat die nicht gekannt? War verflixt schön. Aber ein Biest.«

»Hatten Sie mal Streit mit ihr?«

»Mit ihr nicht, aber mit ihrem Zuhälter, diesem Harry Sebald. Mit dem bin ich schon ein paar mal aneinandergeraten. Das ist vielleicht ein mieser Kerl. Den müßten Sie mal kennen lernen. Harry Sebald ist der größte Schurke, den Sie in dieser Gegend finden können. Verdammt noch mal, es wäre wirklich nicht schlecht, wenn sich dieser Killer, der Sabine erwischt hat, an Harry Sebald halten würde…«

Widerlich. Dieser Kerl war einfach widerlich. Suko und ich wechselten einen raschen Blick. Mein chinesischer Freund war derselben Meinung wie ich.

»Vier Morde hat der Kerl nun schon verübt. Soviel ich weiß, wurde drüben in der Rustenschacherallee vergangene Nacht ein Straßenbahner ermordet«, sagte ich nachdenklich. »Das Gespräch mit

Ihnen war sehr aufschlussreich, Herr Diess«, bedankte ich mich. Dann verließen wir die Spielhalle dieses unsympathischen Kerls.

Suko schüttelte draußen den Kopf. »So was habe ich noch nicht erlebt.«

»Er hat sie nicht alle«, meinte ich.

Suko leckte sich die Lippen. »Vorhin ist mir eine ganz verrückte Idee gekommen, John.«

»Welche?«

»Der Killer scheint sich in dieser Gegend hervorragend auszukennen. Deshalb ist der Prater sein Revier. Der Kerl ist groß und kräftig… Golo Diess kennt sich garantiert verdammt gut hier aus, und auch er ist groß und kräftig… Und er wünscht dem Abschaum den Tod.«

Suko hatte mit keinem Wort direkt den Verdacht ausgesprochen, daß Golo Diess Dreck am Stecken haben könnte. Aber genau das hatte er mit seiner Rede gemeint. Es war nicht zu überhören gewesen.

Golo Diess – der gesuchte Werwolf?

»Gar so verrückt ist deine Idee nicht«, sagte ich zu meinem chinesischen Partner.

»Findest du nicht?«

»Nein. Ich denke, wir sollten den Mann im Auge behalten, sobald die Dämmerung einsetzt. Wer weiß, was wir dabei für eine Überraschung erleben werden.«

Wir aßen in einem Wirtshaus zu Mittag und trieben uns dann zwei weitere Stunden im Prater herum. Wir prägten uns die Örtlichkeiten genau ein, damit wir uns nachts besser zurechtfanden.

Wir durchschritten auch einen Teil der angrenzenden Praterau und kehrten gegen fünfzehn Uhr dreißig zum Hilton zurück. Der Mann an der Rezeption sagte: »Da war vor zehn Minuten ein Anruf für Sie, Mister Sinclair.«

»Wer…?«

»Ein Herr Vladek Rodensky. Er hat mir diese Nummer genannt.« Der Angestellte schob mir einen Zettel zu. »Und er bat mich, Ihnen zu bestellen, Sie möchten so bald wie möglich zurückrufen.«

Ich rief Vladek von meinem Zimmer aus an. Suko war bei mir.

»Na, Vladek, was liegt denn an, außer den Ohren?« fragte ich.

»Erinnern Sie sich noch an diesen Jungen aus München, von dem ich Ihnen erzählt habe, John?«

»Benno Messmer?«

»Richtig.«

»Was ist mit ihm?«

»Der Baron hat ihn wiedergesehen. Der Junge treibt sich in der Nähe von von Klipsteins Villa herum. Benno Messmer scheint sich mit dem Hinauswurf nicht abfinden zu wollen. Er ist immer noch auf von Klipsteins Silberschwert aus. Allmählich wird der Baron unruhig, wie

Sie sich vorstellen können.«

»Befürchtet er, daß der Junge versuchen könnte, sich das Silberschwert gewaltsam zu holen?«

»Ja. Verdammt, was will er denn damit?« hallte die Stimme des Brillenfabrikanten durch den Draht. »Warum will er das Schwert denn unbedingt haben?«

»Diese Frage kann Ihnen nur Benno Messmer selbst beantworten«, gab ich zurück. »Hat der Baron vor, sich wegen des Jungen an die Polizei zu wenden?«

»Nein. Aber er würde sich bedeutend wohler fühlen, wenn er nicht allein in seiner Villa wäre. Ich kann mich leider nicht um ihn kümmern. Ich habe in einer Stunde eine Sitzung, die bis in die späte Nacht gehen wird…«

»Wäre Ihrem Freund geholfen, wenn Suko ihm Gesellschaft leisten würde?« fragte ich.

»In Sukos Nähe würde er sich sicher wie in Abrahams Schoß fühlen.« Vladek Rodensky lachte gepreßt.

»Gut. Suko wird sich um den Baron kümmern.«

»Louis wird sich darüber freuen«, sagte Vladek und legte auf.

***

Benno Messmers Name geisterte noch eine Weile durch meinen Kopf. Was war das für eine undurchsichtige Figur in diesem Spiel? Ich hatte ihn bislang eigentlich nur für eine Randfigur gehalten. Doch sein anhaltendes Interesse für Baron von Klipsteins Silberschwert machte mich auf einmal stutzig. Durften wir den jungen Mann aus München noch weiter übergehen?

An der Tür stand: RAINER THELEN – BÜRO FÜR PRIVATE ERMITTLUNGEN. Das Büro befand sich in einem Altbau. Zweiter Stock. Der Fahrstuhl funktionierte nicht mehr. Im Vorzimmer knarrten die Schiffbodenbretter. Es gab hier einen alten Tisch und zwei abgewetzte Stühle. Zerrissene Zeitschriften vom Vorjahr lagen auf einem weißlackierten Fensterbrett.

Als Benno Messmer zum erstenmal hier eingetreten war, hatte er gleich wieder kehrtmachen wollen. Rainer Thelen schien ihm plötzlich nicht mehr der richtige Mann für sein Problem zu sein.

Er war aber dann doch weitergegangen und hatte einen unscheinbaren Mann im grauen Flanellanzug kennen gelernt.

Rainer Thelen war schätzungsweise fünfzig Jahre, wirkte ausgehungert, hatte eingefallene Wangen und liebte es, sich in Pfeifenrauch einzuhüllen. Wie Sherlock Holmes, obgleich er dem bestimmt nicht das Wasser reichen konnte. Das jedenfalls hatte Benno Messmer geglaubt.

Doch nun – nur vierundzwanzig Stunden nachdem Benno den

Privatdetektiv engagiert hatte – konnte Thelen bereits mit einem Erfolg aufwarten.

Benno Messmer wurde auf diese Weise belehrt, daß man die Fähigkeiten eines Menschen niemals mit Sicherheit von seinem Aussehen ableiten kann.

Nervös legte der Junge aus München das Honorar auf den Tisch.

»Vielen Dank«, sagte Rainer Thelen. Seine Stimme hatte einen dumpfen, fast düstermelancholischen Klang. Er griff nach den Banknoten.

»Ich habe zu danken«, erwiderte Benno Messmer heiser. Er brannte darauf, die Wohnadresse seiner wirklichen Eltern zu erfahren. Voller Ungeduld nagte er an seiner Unterlippe.

»Ich gebe Ihnen eine Quittung«, sagte der Privatdetektiv.

»Ist nicht nötig. Ich brauche keine.«

»Tut mir leid, darauf muß ich bestehen. Das Finanzamt – Sie verstehen?«

»Warum lassen Sie diese Einnahme nicht einfach unter den Tisch fallen? Außer Ihnen und mir weiß doch keiner davon.«

»Es ist mir lieber, wenn Sie die Quittung nehmen, Herr Messmer.«

»Na schön. Wenn Sie darauf bestehen.«

Benno nahm die Bestätigung in Empfang. Er knüllte sie zusammen und schob sie aufgeregt in die Tasche. Rainer Thelen öffnete den vor ihm auf dem Schreibtisch liegenden Schnellhefter.

»Ich sollte für Sie herausfinden, wo Frau Edda Tozzer und Herr Alban Tozzer hingezogen sind, nachdem sie die Ihnen bekannte Wohnung aufgegeben hatten.«

Benno Messmer nickte hastig. »Das ist richtig, Herr Thelen.« Er war nicht daran interessiert zu erfahren, wie der Detektiv seinen Job erledigt hatte. Er wollte nur wissen, wo das Ehepaar Tozzer nunmehr wohnte.

Rainer Thelen löste behutsam einen Zettel aus dem Schnellhefter und schob ihn seinem Klienten über den Tisch zu.

Bennos Hand schnappte danach. Endlich! dachte er erregt. Endlich weiß ich, wo sie stecken!

Er warf einen Blick auf den Zettel, steckte ihn ein und erhob sich. »Sie haben prompte Arbeit geleistet, Herr Thelen. Haben Sie dafür vielen Dank. Ich werde Sie bei Gelegenheit ganz bestimmt weiterempfehlen.«

Thelen stand lächelnd auf. Er reichte seinem Klienten über den Tisch hinweg die Hand. »Tun Sie das.«

Benno hastete aus dem Büro des Privatdetektivs. Er setzte sich in seinen Opel Kadett und rauschte unverzüglich ab. Während der Fahrt überlegte er, ob es richtig gewesen war, zu Karin Stegmann so offen zu sein.

Er hatte sie ziemlich arg vor den Kopf gestoßen. Sie war kurz darauf aufgestanden und hatte gemeint, es wäre wohl besser, wenn sie einander nicht mehr wiedersehen würden.

Er hatte im Augenblick keine Zeit, um sich weiter um das Mädchen zu bemühen. Wichtigere Dinge waren jetzt zu tun.

Benno hoffte, daß Karin Stegmann nicht zur Polizei ging. Er hatte ihr viel zuviel erzählt. Wenn sich Karin mit diesem Wissen an die Polizei wandte, würde man Edda und Alban Tozzer möglicherweise in Schutzhaft nehmen.

Das durfte nicht geschehen, denn damit wären Bennos Pläne total über den Haufen geworfen worden.

Er konnte nur hoffen, daß Karin ihn für einen Verrückten hielt, der irgendwelchen Blödsinn dahergeredet hatte. Sie durfte nicht zur Polizei gehen. Nicht jetzt, wo er so nahe vor dem Ziel stand.

Benno fuhr die Favoritenstraße stadteinwärts. Das Büro des Privatdetektivs befand sich im vierten Bezirk. Benno hatte Rainer Thelen aus dem Telefonbuch herausgepickt.

Gushausstraße, Schwarzenbergplatz… Benno fuhr am Interconti vorbei, er ließ den Stadtpark und das Hilton-Hotel hinter sich. Sein Ziel war die an den Wiener Prater grenzende Ausstellungsstraße.

Dort wohnten Edda und Alban Tozzer – laut Rainer Thelen – nun. Benno saß wie auf glühenden Nadelspitzen. Vor jeder roten Ampel fluchte er wüst. Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf das Lenkrad und konnte es kaum erwarten, bis die Ampel umschlug.

Mitten in einer Blechlawine wurde er schließlich in den Kreisverkehr am Praterstern geschwemmt. Dann kam die Ausfahrt… Ausstellungsstraße!

Bennos Herz trommelte ungestüm gegen die Rippen. Kleine Schweißtröpfchen bildeten sich auf seiner Stirn. Die nervliche Anspannung wurde ihm zur Qual.

Da trat eine alte, gebrechliche Frau auf die Fahrbahn. Ohne auf den Verkehr zu achten. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun.

Bennos Augen weiteten sich. Blitzschnell wechselte sein Fuß vom Gas zur Bremse. Gleichzeitig riß er das Lenkrad nach links. Schrill kreischten die Reifen. Der Kadett drehte sich.

Mit der Breitseite schlitterte er auf die erstarrte Frau zu. Den Passanten stockte der Atem.

Ganz knapp vor der Alten kam der Opel zum Stehen. Benno schnellte mit bleichem Gesicht aus dem Wagen.

Er lief auf die alte, aufgeregte Frau zu. »Liebe Güte, Sie können doch nicht blind über die Straße rennen!« schimpfte der Junge, um die furchtbare Erregung loszuwerden. »Dort vorn ist ein Zebrastreifen. Warum überqueren Sie nicht dort die Straße? Dort war’s für Sie ungefährlich.«

Die ersten Neugierigen kamen näher. Nur kein Aufsehen jetzt! dachte Benno Messmer.

»Es tut mir leid«, sagte die alte Frau mit einer dünnen, brüchigen Stimme. »Es war nicht Ihre Schuld…«

»Kommen Sie«, sagte Benno kurz entschlossen. Er nahm die Frau bei der Hand und führte sie über die Straße. Dann kehrte er zu seinem Wagen zurück und setzte die Fahrt fort.

Es war nicht mehr weit. Edda und Alban Tozzer wohnten gegenüber dem Messegelände. Im ersten Stock. Benno stellte seinen Wagen in der Nähe des Hauses ab. Wenig später stand er unter der ausladenden Krone einer alten Linde. Mit glühenden Augen starrte er zu den Fenstern im ersten Stock hinauf.

Dort oben also wohnten sie. Edda und Alban Tozzer – seine Eltern!

Er griff in die Manteltasche, holte ein Fünfzig-Groschen-Stück heraus und warf es an die Scheibe im ersten Stock. Dann zog er sich blitzschnell hinter den Baum zurück.

Vorsichtig linste er dahinter hervor. Zunächst geschah nichts. Er wollte noch eine Münze ans Fenster werfen, aber da wurde plötzlich der Vorhang zur Seite geschoben, und eine dunkelhaarige Frau erschien.

Eine fremde Frau, die Benno Messmer noch nie im Leben gesehen hatte. Dennoch sagte ihm beim Anblick dieser Frau die Stimme des Blutes, daß er seine Mutter vor sich hatte.

Die Frau dort oben war sehr schön. Sie war noch keine vierzig Jahre, ihr Gesicht war fein geschnitten, und sie hatte ausdrucksstarke Augen.

Sie suchte die Person, die etwas an die Scheibe geworfen hatte. Benno blieb versteckt. Er preßte die Kiefer fest zusammen, und seine Hände ballten sich zu harten Fäusten.

Eine Minute stand die Frau allein am Fenster. Dann gesellte sich ein Mann zu ihr: Alban Tozzer.

Und wie bei Edda Tozzer, so spürte Benno auch hier sofort, daß das Blut dieses Mannes auch durch seine Adern rollte.

Abgrundtiefer Haß wallte in dem Jungen auf…

***

Die Tür öffnete sich, und Baron von Klipstein lächelte Suko verlegen an. »Sie werden mich wahrscheinlich für einen Hasenfuß halten…«

Der Chinese trat ein. »Sie irren sich, Herr Baron, das tue ich nicht.«

»Ich bin kein Feigling«, sagte Louis von Klipstein. »Ich habe in Indien an Tigerjagden teilgenommen, die nicht ungefährlich waren. Aber ich möchte nicht, daß mir jemand wegen des Silberschwerts im Schlaf den Schädel einschlägt.«

»Das kann ich verstehen«, erwiderte Suko. Der Baron bat ihn weiterzukommen.

Im Salon sagte von Klipstein: »Ich danke Ihnen, daß Sie so rasch gekommen sind, Mister Suko.«

»Nur Suko«, sagte der Chinese. »Den Mister können Sie sich schenken.«

»Dann möchte ich, daß Sie mich Louis nennen.«

»Okay, Louis. Hat sich Benno Messmer schon ein weiteres Mal gezeigt?«

Der Baron hob die Schultern. »Ich habe ihn nicht mehr zu Gesicht gekriegt, was natürlich nicht heißt, daß er nicht nach wie vor irgendwo dort draußen herumlungert. Ist Ihnen niemand aufgefallen?«

»Ich kenne den Jungen nicht. Würden Sie ihn mir beschreiben?«

»Er ist neunzehn, groß, hat breite Schultern, einen mächtigen Brustkorb und dunkle Haare. Er wirkt sehr sympathisch. Und er hat bernsteinfarbene Augen.«

Suko lächelte. »Jetzt weiß ich, wen ich vor mir habe, wenn mir so ein Typ plötzlich gegenübersteht.«

»Malen Sie den Teufel lieber nicht an die Wand.«

»Warum ist er so scharf auf Ihr Schwert?«

»Keine Ahnung. Er hat es mir nicht gesagt. Er faselte nur etwas von: Es wäre lebenswichtig für ihn, das Silberschwert für eine Weile zu besitzen.«

»Hört sich an, als hätte er die Absicht, damit jemanden umzubringen.«

»Bei dem Jungen muß es sich um einen verrückten Fanatiker handeln.«

Suko setzte sich in einen bequemen Sessel, nachdem er abgelegt hatte. Er streckte die stämmigen Beine von sich und meinte lächelnd: »Also, solange ich im Haus bin, brauchen Sie vor Benno Messmer keine Angst zu haben, Louis. Ich werde schon aufpassen, daß er Ihnen im Schlaf nichts antut.«

Louis von Klipstein gab das Lächeln zurück. »Ich muß Ihnen sagen, daß Ihre Nähe in der Tat sehr beruhigend auf mich wirkt.«

Suko grinste. »Das freut mich.«

***

Ganz langsam setzte die Dämmerung ein. Ich befand mich in der Spielhalle jenes Mannes, der mit mir nicht reden wollte und mir doch so vieles gesagt hatte – Golo Diess.

Er hatte mich natürlich gleich beim Eintreten bemerkt, aber er tat so, als ginge ich ihn nichts an.

Sein grimmiges Aussehen schien ein Dauerzustand zu sein, denn seine Miene hatte sich immer noch nicht aufgehellt.

Ich ließ im Flipperautomaten eine Kugel rotieren. Im Hintergrund der Spielhalle gab es einen kleinen Bretterverschlag. Über dem

Eingang stand: NUR FÜR ERWACHSENE. STRENGSTES JUGENDVERBOT. SUPER-SEX-FILM-SHOW. Im Verschlag standen Automaten, in denen Pornostreifen abliefen, wenn man zehn Schilling einwarf. Vor dem Eingang hing ein Vorhang aus bunten Plastikperlen. Wenn jemand raus- oder reinging, prasselten die Perlen immer leise. Vor einem der Glücksspielautomaten, die neben dem Sex-Schuppen an der Wand hingen, stand ein schlanker Typ, der seine breiten Schultern irgendeiner Bodybuilding-Schule verdankte.

Er war ziemlich eitel, kämmte ständig sein öliges Haar und nagelte mit seinen Fäusten hemmungslos auf den Automaten ein, wenn dieser nicht so wollte wie er.

Der Bursche hatte ein weiches Gesicht mit sanft geschwungenen Lippen, einer Haut, die so glatt war wie ein Kinderpopo, und einer wohlgeformten griechischen Nase.

Es gab bestimmt eine Menge Mädchen, die sich zu ihm hingezogen fühlten. Soeben fluchte er erbärmlich und schmetterte seine Faust wieder auf den Automaten.

Daraufhin verließ Golo Diess seinen Glaskasten. Mit bitterböser Miene kam er angeschnaubt.

»Jetzt ist es aber genug, verdammt!« sagte der Spielhallenbesitzer ungehalten.

»Der Automat ist nicht in Ordnung!« behauptete der Spieler.

»Blödsinn! Der funktioniert einwandfrei, Harry. Wenn du nicht verlieren kannst, dann wirf eben kein Geld mehr ein!«

»Glaubst du Hungerleider wirklich, daß es mir auf die paar Schilling ankommt, die ich hier verliere?« fragte Harry Sebald verächtlich.

»Wenn's dir nichts ausmacht zu verlieren, warum drischst du dann den Apparat kaputt?«

»Weil ich es auf den Tod nicht ausstehen kann, beschummelt zu werden. Ich bin kein Trottel, der sich das widerspruchslos bieten läßt.«

»Harry Sebald, ich will dir jetzt etwas sagen: Entweder du führst dich hier ordentlich auf, oder du fliegst in hohem Bogen raus!«

Der Zuhälter stemmte die Fäuste in die Seiten und blickte Golo Diess herausfordernd an.

»Das schau' ich mir an. Wie willst du Witzblattfigur mich denn hinausbefördern?«

»Das schaff ich schon.«

»Versuchs doch.«

Golo Diess kniff die Augen zusammen. »Ich warne dich, Harry. Reiz mich nicht!«

»Du denkst wohl, ich habe Angst vor dir, was? Hab' ich aber nicht. Mich kannst du nicht einschüchtern wie die anderen.«

»Besser, du gehst jetzt, Harry. Spiel woanders weiter!« knurrte Diess.

Harry Sebald protestierte lauthals. »Ich gehe, wenn es mir paßt, verstanden? Im Augenblick fühle ich mich gerade besonders wohl hier drinnen, deshalb bleibe ich noch ein Weilchen. Und ich knall' dem Automaten eine, wenn ich will!«

Die beiden Männer starrten einander feindselig in die Augen.

Das also war Harry Sebald, der Zuhälter von Sabine Falk. Der Bursche schien Sabine längst vergessen zu haben, obwohl er sie erst in der vergangenen Nacht verloren hatte.

Er hatte wohl keine Minute um Sabine getrauert. Vermutlich tat ihm nur das Geld leid, das ihm entging.

Ich nahm mir vor, mich mit dem Zuhälter zu unterhalten, sobald der Streit zu Ende war.

Golo Diess ließ die rechte Faust auf und ab wippen. »Wenn du den Automaten noch einmal anrührst«, sagte er zu Harry Sebald, »erlebst du was!«

Darauf ließ es Sebald ankommen. Aus der Drehung heraus schmetterte er seine Faust gegen den Automaten, worauf dieser rasselte und schepperte.

Golo Diess stürzte sich auf Sebald. Es kam zu einem wilden Handgemenge. Harry Sebald war zwar kräftig, aber er war nicht so stark wie Diess. Der Spielhallenbesitzer drängte Sebald mit seiner Körperfülle vor sich her.

Harry Sebald schlug auf seinen Gegner ein, konnte jedoch nicht verhindern, daß er immer mehr auf den Ausgang zugeschoben wurde.

Einen Augenblick später stieß er mit dem Rücken die Tür auf und stolperte nach draußen. Das reichte Golo Diess aber noch nicht.

Er setzte nach. Ich sah die beiden durch die offene Tür. Diess wollte nun alles daransetzen, um den verhassten Zuhälter fertig zumachen.

Er ließ seine ganze Wut an Harry Sebald aus. Mit wuchtigen Schlägen machte er dem Zuhälter schwer zu schaffen.

Sebald landete auf dem Boden. Er blutete aus der Nase.

Daraufhin sah Harry Sebald in doppelter Hinsicht rot. Blitzschnell zog er sein Springmesser. Die Klinge schnellte aus dem Griff.

Golo Diess erstarrte einen Augenblick. Ich ging auf die Tür zu. Es widerstrebte mir zuzusehen.

Ich wollte Golo Diess beistehen, aber das war nicht nötig, wie sich gleich darauf herausstellte.

Diess hatte Bärenkräfte, die er äußerst effektvoll einzusetzen wußte. »Du Dreckskerl!« fauchte er den Zuhälter an. »Du willst mich mit dem Messer fertig machen?«

»Ja, ja, ja«, keuchte Sebald.

Er kam nicht dazu, seine Drohung wahr zumachen. Golo Diess griff ihn geschickt an. Der Spielhallenbesitzer wich dem Messerarm gekonnt aus, packte den Zuhälter, wirbelte ihn durch die Luft und

schleuderte ihn mit großer Kraft auf den Asphalt.
Beim Aufprall verlor Harry Sebald das Messer. Nun schickte sich Golo Diess an, den Zuhälter zu verprügeln, doch nach den ersten Treffern wirbelte Harry Sebald herum und suchte das Weite.
Golo Diess richtete sich auf und entspannte sich.
Er drehte sich langsam um und erblickte mich. »Zum Henker!« knurrte er aufgebracht. »Warum kümmert sich der Killer, der Sabine umgebracht hat, nicht endlich um diesen Taugenichts? Ich kenne eine Menge Leute, die sich mächtig darüber freuen würden.«

***

Benno Messmer hatte sich vor Ladenschluss noch gründlich ausgerüstet. Dann hatte er in einem kleinen Lokal am Opernring ausgiebig zu Abend gegessen, und schließlich hatte er sich in seinen Opel Kadett gesetzt, um nach Döbling zu fahren.
Dort stellte er seinen Wagen in der Nähe von Baron von Klipsteins Villa ab. Er ließ eine halbe Stunde verstreichen.
In der Villa brannte Licht. Benno Messmer hoffte, daß der Baron in Kürze zu Bett gehen würde. Deshalb wartete er weitere dreißig Minuten.
Als dann aber immer noch die Lichter in der Villa an waren, verließ der Junge aus München den Kadett.
So oder so. Er mußte das Silberschwert in dieser Nacht in seinen Besitz bringen. Wenn der Baron nicht schlafen gehen wollte, wollte Benno ihm das Schwert eben hinter seinem Rücken entwenden.
Benno schaute sich um. Er war allein auf der stillen, nächtlichen Straße. Er überquerte die Fahrbahn.
Niemand sah, wie er den Zaun überkletterte, der das Grundstück des Barons einfriedete. Mit großer Schnelligkeit überwand er das Hindernis.
Sobald er auf von Klipsteins Grundstück war, zog er sich hinter einen hohen Fliederbusch zurück.
Er war nervös, und diese Nervosität wuchs von Sekunde zu Sekunde.
Er wäre froh gewesen, wenn er diesen Einbruch bereits hinter sich gehabt hätte. Er machte so etwas zum erstenmal.
Er wollte dabei so vorgehen wie die Profis im Film. Von denen hatte er sich einiges abgeguckt. Aber ob er den Einbruch auch so souverän hinkriegen würde, das stand im Augenblick noch auf einem anderen Blatt.
Ein Schatten wischte über die erhellten Gardinen. Groß und schwarz. Benno Messmer duckte sich unwillkürlich, obwohl keine Gefahr bestand, daß er hinter dem Fliederbusch entdeckt wurde.
Ein dicker Kloß saß in seiner Kehle. Er versuchte, die große Aufregung hinunterzuschlucken, doch das unangenehme Gefühl im

Hals blieb.

Es würde erst vergehen, wenn er wieder in seinem Kadett saß und von hier wegfuhr.

Benno Messmer atmete mehrmals kräftig durch. Dann glitt er hinter dem Busch hervor und lief auf die Villa zu.

Er rannte geduckt. Jederzeit bereit, sich flach auf den Boden zu werfen, falls sich der Baron an einem der Fenster zeigen sollte.

Keuchend erreichte er das Gebäude.

Er lehnte sich gegen die Fassade und verschnaufte kurz.

Auf der Straße fuhr ein Wagen vorbei. Benno Messmer ging sofort in die Hocke, um nicht bemerkt zu werden.

Erst als das Fahrzeug weg war, tauchte der Junge wieder aus der Versenkung auf. Sein fieberglänzender Blick suchte das Fenster, hinter dem sich die Waffensammlung des Barons befand.

In diesem Raum brannte kein Licht. Benno näherte sich mit vibrierenden Nerven dem dunklen Fenster.

Er entnahm seinem Mantel eine nagelneue Klosettpumpe. Hastig befeuchtete er den glatten Gummirand.

Dann drückte er den Sauger fest gegen das Glas. Er hielt. Nun holte Benno Messmer einen Glasschneider aus der Tasche.

Sobald er den geritzten Kreis geschlossen hatte, ließ er den Glasschneider wieder in seiner Manteltasche verschwinden.

Nun würde sich gleich zeigen, ob sich die im Kino vorgeführte Einbruchsmethode auch in Wirklichkeit bewährte.

Benno schlug mit den Fingerknöcheln vorsichtig auf das Glas. Es brach tatsächlich, und ein kreisrundes Stück ließ sich aus der Scheibe heben.

Benno gönnte sich daraufhin wieder eine kleine Pause, in der er sich zu sammeln versuchte. Er schloß die Augen, lehnte sich neben dem Fenster an die Hauswand und atmete tief und regelmäßig. Aber der Pegel seiner Erregung schlug immer noch bedenklich ins rote Feld aus. Das bedeutete, daß er übernervös war und dadurch leicht einen Fehler machen konnte.

Es kam für ihn dennoch nicht in Frage, die laufende Aktion abzubrechen und umzukehren. Er wollte von Klipsteins Silberschwert haben, und er würde es sich auf jeden Fall holen.

Vorsichtig stemmte er sich von der Mauer ab. Er wandte sich wieder dem Fenster zu. Mit der linken Hand griff er durch die kreisrunde Öffnung im Glas. Seine Finger ertasteten den Riegel.

Er schob ihn behutsam Millimeter um Millimeter hoch. Augenblicke später ließ sich der Fensterflügel aufdrücken.

Der Vorhang bauschte sich. Benno Messmers Herz schlug immer fester gegen die Rippen. Ein geschmeidiger Sprung, und schon glitt der Junge über die glatte Fensterbank in den finsteren Raum.

Drinnen richtete er sich lauschend auf. Er vernahm Stimmen. Louis von Klipstein war nicht allein.

Benno kam dieser Umstand gelegen, denn er war der Ansicht, daß der Baron durch seinen Besucher abgelenkt war.

Dadurch würde von Klipstein vermutlich noch weniger mitbekommen, was sich nur eine Tür weiter abspielte.

Benno Messmer streckte die Hand aus. Er wischte den Vorhang zur Seite. Seine Augen nahmen einen fanatischen Glanz an, als er die reichhaltige Waffensammlung erblickte.

Dort hing das prachtvolle Silberschwert. Die Arbeit eines begnadeten Künstlers. Benno Messmer ging mit behutsam gesetzten Schritten darauf zu.

Nebenan verstummten die Stimmen.

Sofort stand der Junge still. Er sah aus, als wäre er zur Salzsäule erstarrt.

Kurze Zeit wagte er nicht einmal einen Atemzug zu tun. Dann kam das Gespräch wieder in Fluss, und Benno bewegte sich wieder.

Vorsichtig griff er nach dem magischen Silberschwert. Als seine Fingerspitzen die Waffe berührten, spürte er ein unangenehmes Prickeln in seiner Hand. Es war beinahe schmerzhaft.

Benno zuckte zurück. Aber dann faßte er gleich wieder zu. Seine Hand schmerzte, als sich die Finger um den Schwertgriff legten.

Aber er ließ die Waffe nicht mehr los. Entschlossen nahm er sie vom Haken. Er preßte die Kiefer fest zusammen.

Es widerstrebte ihm im tiefsten Inneren, die Waffe zu behalten.

Trotzdem trennte er sich nicht mehr von dem Silberschwert. Er machte lautlos auf den Hacken kehrt.

Ein Windstoß traf in diesem Augenblick auf das Gebäude. Daraufhin setzte sich der Fensterflügel in Bewegung und klapperte vernehmlich gegen die Wand. Benno Messmer hatte vergessen, ihn irgendwie festzuklemmen.

Dem Jungen blieb das Herz fast stehen. Das Geräusch mußte nebenan gehört worden sein. Folglich wußte der Baron jetzt, daß sich noch jemand in seinem Haus aufhielt.

Louis von Klipstein mußte jeden Moment zur Tür hereinstürmen…

Bennos Hand umklammerte den Schwertgriff fester!

***

Sie sprachen über viele Dinge und auch über Vladek Rodensky. Louis von Klipstein sagte: »Er ist ein äußerst tüchtiger Mann, und er kann arbeiten wie ein Vieh. Ich bin froh, mein Geld vor vielen Jahren in seine Brillenfabrik investiert zu haben. Heute hat keiner mehr die Chance, sich in Vladeks Firma einzukaufen. Das Unternehmen steht auf zwei gesunden Beinen. Dadurch ist es Vladek möglich, seinem

Hobby zu frönen: Er reist für sein Leben gern. Wann immer ihn die Geschäfte loslassen, schwirrt er in die entlegensten Winkel unserer Erde ab. Er ist der eifrigste Weltenbummler, den ich kenne. Auf einer seiner Reisen hat er Tony Ballard kennen gelernt. Ich glaube, das war in der Serengeti…«

Der Baron unterbrach sich.

Er wies auf Sukos leeres Orangensaft-Glas und fragte: »Darf ich noch einmal nachgießen?«

»Gewiss.«

Suko wies mit dem Daumen auf die Tür, die nach nebenan führte. »Die Waffensammlung und all die herrlichen Ölgemälde, die sich dort drinnen befinden, sind meines Erachtens ein kleines Vermögen wert.«

»Nun ja. Jedermann könnte soviel Geld nicht aufbringen…«

»Haben Sie noch nie daran gedacht, diese Wertgegenstände besser zu schützen? Durch eine Alarmanlage zum Beispiel?«

Der Baron schüttelte mit gerümpfter Nase den Kopf. »Ich halte nichts von diesem elektronischen Firlefanz. Im übrigen sind heute die Einbrecher bereits so clever, daß sie auch solche Anlagen spielend überlisten.«

»Ein paar davon würden vor einer Alarmanlage aber doch kapitulieren.«

»Mein Gott, Sie tun ja so, als ob jeden Tag in mein Haus eingebrochen würde. Soll ich Ihnen sagen, wie oft hier schon ein Einbruch verübt wurde? Noch nie!«

»Das schließt aber nicht aus, daß es dazu einmal kommen kann. Seit dieser Benno Messmer hier war, rechnen Sie mit einem Einbruch, sonst wäre ich nicht hier.«

»Ich glaube trotzdem nicht, daß ich eine solche Anlage brauche. Wenn mein Diener im Haus ist, ist er – wenn Sie so wollen – meine Alarmanlage. Der Mann hat einen äußerst leichten Schlaf. Den würde sogar der Husten eines Flohs wecken.«

Suko hob plötzlich die Hand.

Louis von Klipstein verstummte augenblicklich. Nebenan hatte soeben das Fenster geklappert. Auch der Baron hatte es gehört. Sein Gesicht versteinerte von einer Sekunde zur anderen.

Suko sprang auf. Er jagte durch den Salon. Als er die geschlossene Tür erreichte, stieß er sie kraftvoll auf.

Gleichzeitig machte er Licht, und da sah er ihn. Er wußte sofort, wen er vor sich hatte: Benno Messmer!

Der Junge hatte von Klipsteins Silberschwert in der Rechten und starrte Suko mit großen Augen an.

Die Schrecksekunde war aber gleich vorbei. Und dann handelte Benno. Er stürmte zum Fenster, schlug den Vorhang zur Seite und sprang nach draußen.

Der hünenhafte Chinese ließ nichts anbrennen. Er folgte dem Einbrecher augenblicklich. Mit einem kraftvollen Satz sprang auch er aus dem. Fenster.

Benno Messmer keuchte durch die Dunkelheit. Er preßte das Silberschwert an sich, als wollte er sich nie mehr davon trennen.

Louis von Klipstein benötigte etwas länger, um den Schock zu verdauen. Er hatte zwar befürchtet, daß dieser Junge gewaltsam in sein Haus eindringen würde, aber insgeheim hatte er gehofft, daß diese Befürchtung falsch sein würde.

Verwirrt fuhr sich der Baron durchs Haar. Jetzt erst betrat er den Raum, in dem er seine Waffensammlung aufbewahrte.

Der Platz, an dem das magische Silberschwert gehangen hatte, war verwaist. »Dieser Bandit!« schimpfte von Klipstein wütend. »Dieser elende Verbrecher!«

Er eilte zum Fenster und sah Benno Messmer und Suko.

Der Chinese holte auf. Er kam auf Armlänge an den Jungen heran. Blitzschnell packte der Hüne zu. Er riß Benno Messmer kraftvoll herum.

Der Junge verlor das Gleichgewicht. Beinahe wäre er hingefallen. Er machte drei unsichere Schritte, um die Balance wiederzuerlangen.

Wut glitzerte in seinen bernsteinfarbenen Augen. Er fletschte aggressiv die Zähne, doch Suko ließ sich davon nicht beeindrucken.

»Das hast du dir so gedacht, was?« fragte der Chinese frostig.

Benno Messmers Augen verengten sich. »Lassen Sie mich gehen!«

»Kommt nicht in Frage.«

»Ich warne Sie…«

»Zwing mich nicht, es dir mit Gewalt wegzunehmen, Junge!«

»Ich rate Ihnen, mir vom Leib zu bleiben! Wenn Sie mich angreifen, werden Sie es bitter bereuen!«

»Mir zittern vor Angst die Knie«, erwiderte Suko spöttisch.

»Wer sind Sie?«

»Ich bin Suko. Louis hat mich gebeten, auf sein Schwert aufzupassen. Du solltest es mir schnellstens zurückgeben, bevor ich die Geduld verliere!«

Benno Messmer machte einen raschen Schritt zurück. Er richtete die Schwertspitze gegen Suko und fauchte: »Na schön, Sie haben es nicht anders gewollt!«

Beim Anblick dieser Szene wurde Baron von Klipstein totenblass. Dieser wahnsinnige Junge hatte die Absicht, Suko mit dem Silberschwert zu attackieren.

»Das muß ich verhindern!« murmelte der Baron aufgeregt. »Ich muß das unbedingt verhindern!«

Er kreiselte herum. Sein nervöser Blick tanzte über die zahlreichen Waffen, die an der Wand hingen.

Er entschied sich für ein altes Jagdgewehr, zu dem er noch reichlich Munition besaß. Hastig nahm er die Waffe vom Haken.

Er legte sie auf den Tisch, eilte zu einer Kommode, riß die oberste Lade auf und nahm die graue Schachtel mit den Patronen heraus.

In großer Eile hob Louis von Klipstein den Deckel ab…

Indessen machte Suko einen blitzschnellen Schritt vorwärts. Benno Messmer griff mit dem Schwert an.

Der wendige Chinese brachte sich mit einem weiteren schnellen Schritt vor der gefährlichen Waffe in Sicherheit. Seine Karatefaust raste im selben Moment auf den Jungen zu.

Getroffen schrie Benno auf. Er taumelte zurück, fing sich, griff sofort wieder an. Doch Suko war ein kampferprobter Mann mit einem unglaublich sicheren Auge.

Keinen Augenblick lang war Suko vorläufig in ernster Gefahr.

In der Villa riß von Klipstein das Gewehrschloss auf. Er steckte die Patrone in den Lauf, legte den Hebel um und rannte atemlos zum Fenster.

Hastig setzte er das Gewehr an, aber seine Hände zitterten und konnten die Waffe nicht ruhig halten.

»Messmer!« schrie er, so laut er konnte. »Benno Messmer! Lassen Sie das Schwert fallen, und heben Sie die Hände über Ihren Kopf!«

Der Junge warf einen gehetzten Blick zur Villa. Er sah die Flinte, die auf ihn gerichtet war, und er reagierte darauf auf eine recht verblüffende Weise.

Schlagartig setzte die Metamorphose ein. Er wurde zum Werwolf!

Mit dieser blitzschnellen Verwandlung verblüffte Messmer sogar Suko.

Die Bestie stieß ein wütendes Geheul aus.

Louis von Klipstein erlebte in diesem Augenblick seinen zweiten Schock. In seiner Panik wußte er kaum noch, was er tat.

Der Schuss ging beinahe von selbst los.

Und dann standen dem Baron die Haare zu Berge. »O mein Gott!« rief er bestürzt aus. Die Flinte entfiel seinen Händen.

Der Werwolf nahm die Gelegenheit sogleich wahr. Er setzte seine Flucht fort. Wie von tausend Teufeln gehetzt überkletterte das Monster den Zaun. Es jagte über die Fahrbahn, auf den gelben Opel Kadett zu…

»Großer Gott, was habe ich getan?« keuchte der Baron verzweifelt.

Er sprang aus dem Fenster und lief zu Suko, der sich soeben wieder aufrichtete.

Der Chinese wankte.

Louis von Klipstein erreichte ihn. »Gott ist mein Zeuge, Suko. Das wollte ich nicht. Das war ganz bestimmt nicht meine Absicht.«

»Das wäre ja noch schöner, wenn Sie's absichtlich getan hätten«,

maulte der Hüne.

Ein Wagenmotor heulte auf. Gleich darauf raste der gelbe Wagen, in den Benno Messmer gesprungen war, die Straße entlang.

»Dort fährt er!« stieß von Klipstein aufgewühlt hervor.

»Ich muß ihm folgen!« sagte Suko.

Der Baron glotzte ihn mit geweiteten Augen an.

»Sie haben doch einen Wagen?«

»Ja, einen Rover.«

Suko nickte. »Denn müssen Sie mir leihen.«

»Wäre es nicht besser, wenn ich fahren würde, Suko?«

»Nein.«

Sie holten den Rover aus der Garage. Suko nahm unverzüglich die Verfolgung auf.

***

Kurz bevor Golo Diess die Spielhalle schloß, ging ich hinaus. Ich suchte mir einen Platz, von wo aus ich den Eingang der Halle gut im Auge behalten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Fünfzehn Minuten vergingen. In der Halle erloschen die Neonröhren. Wenig später erschien Golo Diess. Er schloß gewissenhaft ab, rüttelte noch einmal prüfend an der Tür, ließ die Schlüssel sodann in die Manteltasche klimpern und stellte fröstelnd den Pelzkragen auf.

Ich zog mich hinter eine kleine Buschgruppe zurück, als Golo Diess sich umwandte und in meine Richtung blickte.

Ich wartete und ließ dem Spielhallenbesitzer mit den seltsamen Ansichten einen geringfügigen Vorsprung.

Erst als ich annehmen konnte, daß er meine Schritte nicht mehr hörte, folgte ich ihm. Ich ließ ihn gewissermaßen an einer unsichtbaren langen Leine vor mir herlaufen, und ich war neugierig, was dabei herauskam.

Ich schlenderte an einer Wurfbude vorbei und verbarg mich hinter einem Stand, an dem man Bratwurst, Cevapcici und Langos kaufen konnte, wenn geöffnet war.

Golo Diess machte wieder einmal einen kurzen Kontrollblick zurück. Plagte ihn sein schlechtes Gewissen? Oder nahm er die vier Morde, die in den vergangenen Nächten verübt worden waren, doch nicht auf die leichte Schulter, wie er uns weismachen wollte?

Oder war etwa er derjenige, welcher…?

Golo Diess – auf der Suche nach einem Opfer?

Er ging weiter. Ich übersprang den hüfthohen Zaun eines Restaurantgartens. Im Schütze der Bäume folgte ich diesem seltsamen Mann.

Plötzlich schoben sich – förmlich aus dem Nichts – drei Gestalten heraus. Sie traten Golo Diess in den Weg.

Einen der drei erkannte ich sofort wieder: Das war Harry Sebald. Er schien sich für die Prügel, die er von Golo Diess bezogen hatte, nun revanchieren zu wollen.

Ich schlich näher an die Männer heran.

»Was willst du?« knurrte Golo Diess verstimmt. »Warum lauerst du mir hier mit deiner Schlägerbrigade auf, Harry?«

Der Zuhälter grinste gemein. »Du bist zwar kein Schnelldenker, aber darauf müßte sogar ein Idiot wie du von selbst kommen! Du hast mich geschlagen!«

»Du hast mich herausgefordert! Geht mir aus dem Weg! Laßt mich in Ruhe!«

»Zuerst kriegst du zurück, was du mir gegeben hast, Golo!«

»Verdammt, wenn mich einer von euch anfaßt…«

»Was ist dann?« fragte Harry Sebald höhnisch.

»Ich kaufe mir dann jeden einzelnen von euch, das schwöre ich!« fauchte Golo Diess.

Der Zuhälter lachte rau. »Mann, du kannst vielleicht blöd reden. Wir machen uns gleich in die Hosen. Freunde, zeigt es ihm!«

Harry Sebalds Schlägerbrigade ging sofort zum Angriff über. Die stämmigen Kerle fackelten nicht lange. Sie stürzten sich auf Golo Diess und setzten ihm mit ihren Fäusten hart zu.

Der Spielhallenbesitzer bewies, daß er nicht nur austeilen, sondern auch einstecken konnte.

Zwischendurch landete er immer wieder einen Treffer, der seinen Gegnern einigen Respekt abverlangte.

Als Harry Sebald erkannte, daß Golo Diess zur Not sogar mit zwei Gegnern fertig werden konnte, griff er selbst ein, um die Sache schneller zu entscheiden.

Drei gegen einen. Das beleidigte meinen ausgeprägten Sinn für Fairness. Golo Diess hielt sich zwar immer noch wacker aufrecht, aber er konnte nicht überall gleichzeitig hinlangen.

Und er mußte viel mehr Treffer einstecken, als er austeilen konnte. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Golo Diess mußte bei dieser Auseinandersetzung unterliegen, wenn ich mich nicht an seine Stelle stellte.

In dem Augenblick, wo ich mich von dem Baum lösen wollte, hinter dem ich stand, hörte ich die drei Männer aufgeregt rufen.

Sie ließen plötzlich von Golo Diess ab und verschwanden. Jetzt erst fielen mir die beiden Scheinwerferkegel auf, die sich die Fahrbahn entlang schoben.

Eine Funkstreife auf Patrouillenfahrt. Golo Diess reagierte auf das Erscheinen der Polizei ähnlich wie Harry Sebald und seine Schläger.

Er versteckte sich hastig und kam erst wieder zum Vorschein, als vom Funkstreifenwagen nichts mehr zu sehen war.

***

In der verletzten Schläfe pochte ein glühender Schmerz. Suko hatte seine Überraschung noch nicht vollends verdaut, die die Verwandlung des Jungen in einen Werwolf bei ihm hervorgerufen hatte.

Benno Messmer – der gesuchte Mörder. Der Werwolf, der bisher viermal grausam zugeschlagen hatte. Vladek Rodenskys Verdacht war richtig gewesen.

Suko war durch den heftigen Schmerz in der Schläfe gehandikapt. Er konnte nicht voll aufdrehen. Das wäre den anderen Verkehrsteilnehmern gegenüber unverantwortlich gewesen.

Suko riskierte nicht mehr, als er verantworten konnte. Hin und wieder flatterte es schwarz vor seinen Augen.

Dieser verrückte Baron hätte ihn in seiner hysterischen Erregung beinahe niedergeschossen.

Suko hing wie an einer Abschleppstange hinter dem gelben Opel Kadett. Der Hüne überquerte mit von Klipsteins Rover die Heiligenstädter Straße.

Er brauste am Internationalen Pressezentrum vorbei, fuhr über den Donaukanal, holte ganz langsam auf.

Benno Messmer fuhr ziemlich rücksichtslos. Deshalb fiel Suko zurück. Es wäre zu einer gefährlichen Autoraserei gekommen, deren Ausgang äußerst ungewiss gewesen wäre, wenn Suko ebenfalls einen solch rüden Fahrstil praktiziert hätte.

Es war vernünftiger, auf Sichtweite dranzubleiben und den Jungen nicht zu einer Fahrweise zu provozieren, die für andere Menschen zur Gefahr werden konnte.

Von weitem schon erblickte Suko das Tegethoffdenkmal. Als er den Praterstern gleich darauf erreichte, erzwang sich ein von links kommender Taxifahrer die Vorfahrt.

Suko mußte eine Notbremsung machen, sonst hätte es eine Katastrophe gegeben. Der Rover stand auf kürzeste Distanz. Als Suko wieder startete, war von dem gelben Opel Kadett weit und breit nichts mehr zu sehen.

Suko fletschte wütend die Zähne. Viel zu lange blieb rot. Inzwischen wurde Benno Messmers Vorsprung immer größer.

Suko nahm an, daß Bennos Ziel der Wiener Prater war, und er stellte den Rover auf dem Parkplatz vor dem Autodrom ab.

Er federte aus dem Fahrzeug und lief in den menschenleeren, finsteren Vergnügungspark hinein. Er konnte nur hoffen, daß er Benno Messmer, das Ungeheuer, so schnell wie möglich wiederfand. Noch bevor er den fünften Mord verüben konnte!

Suko suchte zwischen den Buden. Plötzlich warnte ihn ein kratzendes Geräusch. Es war aus der Dunkelheit an sein Ohr gedrungen.

Der Chinese langte in die Schwärze hinein. Seine Finger berührten

Stoff. Sie verkrallten sich darin. Mit einem kraftvollen Ruck riß der Hüne die Person aus ihrem Versteck.

Ein krächzender Schrei. Dann erblickte Suko einen Penner – hierzulande ›Strotter‹ genannt.

»Hilfe!« rief der Strotter entsetzt. »Zu Hilfe! Man will mich umbringen!«

Suko drückte den Mann an eine buntbemalte Wand. Er hatte ein aufgeschwemmtes Gesicht vor sich, das mit Bartstoppeln übersät war. Die Nase war breit und rot. Aus dem zahnlosen Mund des Strotters wehte eine entsetzliche Rumfahne.

»Hören Sie auf zu schreien!« herrschte Suko den Mann an.

»Hilf… fe…«

»Ruhe, sonst brauchen Sie gleich wirklich Hilfe!«

»Lassen Sie mich los! Warum halten Sie mich fest? Ich habe Ihnen nichts getan!«

»Warum haben Sie sich versteckt?«

»Versteckt? Ich habe mich nicht versteckt. Ich möchte hier die Nacht verbringen. Ich habe kein Zuhause. Und fürs Männerheim reicht mein Geld nicht. Meine Güte, sehe ich richtig? Sind Sie wirklich ein Chinese?«

»Haben Sie was gegen Chinesen?«

»Nein. Ganz und gar nicht – wenn sie in China bleiben…«

»Wie lange halten Sie sich schon hier auf?« fragte Suko.

»Halbe Stunde…«

»Ist hier jemand vorbeigelaufen? Haben Sie jemanden gesehen?«

»Nur Sie. Sonst niemanden. Verdammt, warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?«

»Sie sollten die Nacht lieber woanders verbringen.«

»Ich hab' Ihnen doch gesagt, daß ich kein Zuhause mehr habe. Und mein Geld reicht nicht fürs Männerheim.«

Suko griff in die Tasche und holte hundert Schilling hervor. Die drückte er dem Penner in die Hand. »Hier. Und schlafen Sie gut.«

Der Mann warf einen Blick auf die Banknote und stöhnte: »Weihnachten! Es ist Weihnachten!« Dann lief er auf seinen kurzen, krummen Beinen rasch aus dem Prater.

Wahrscheinlich, um den Hunderter schnellstens in Rum umzuwandeln. Suko störte das nicht. Er war froh, den Mann von hier weggelotst zu haben.

Denn irgendwo zwischen diesen stillen, friedlich anmutenden Buden war ein Mörder unterwegs!

***

Golo Diess' sechster Sinn sagte ihm, daß ihm jemand auf den Fersen war. Doch immer, wenn er sich umschaute, konnte er niemanden

entdecken.

Das beunruhigte ihn mit der Zeit. Er dachte an Harry Sebald und seine beiden Freunde, und er schwor sich, diesen Kerlen jeden einzelnen Schlag, den er einstecken mußte, zurückzugeben.

Er würde sie sich getrennt vornehmen, und sie würden es hinterher bestimmt nicht mehr wagen, sich noch einmal an ihm zu vergreifen.

In diesem Augenblick nahm Golo Diess ein leises Knirschen wahr. Einen Schritt auf lockerem Kies.

Blitzschnell drehte sich der Spielhallenbesitzer um, aber wieder konnte er niemanden entdecken. Daraufhin beschleunigte er seine Schritte.

Er bog rasch um die nächste Ecke, begann zu laufen, eilte am hoch aufragenden Gestänge der Achterbahn vorbei und fand einen Weg, der hinter den großen Kassenwagen führte, in dessen Schatten er sich sogleich zurückzog.

Hier wollte er abwarten, was weiter passierte. Wer war hinter ihm her? Dieser Engländer etwa? Verdammt noch mal, was wollte der denn von ihm?

Golo Diess leckte sich die Lippen. Er zog den Hals ein und schob die Hände in die Manteltaschen. Sosehr Golo Diess es begrüßte, daß der Wiener Prater mit einem eisernen Besen ausgefegt wurde, sowenig wollte er mit diesem eisernen Besen Bekanntschaft machen.

Vorsichtig linste der Spielhallenbesitzer hinter dem Kassenwagen der Achterbahn hervor. Kein Mensch zeigte sich.

Aber dieses Knirschen von vorhin konnte er sich doch nicht eingebildet haben. Es war überdeutlich zu hören gewesen.

Und nun war niemand zu sehen. Golo Diess überlegte, was das zu bedeuten hatte, und er fragte sich, wie lange er sich noch hier verstecken sollte. Mürrisch betastete er die Schwellungen in seinem Gesicht.

Abermals legte er den Schwur ab, daß Harry Sebald und seine Schläger ihm das nicht ungestraft angetan hatten.

Dann wollte er sein Versteck verlassen.

Im selben Augenblick fuhr ihm ein Eissplitter ins Herz.

Er hatte hinter sich ein tierisches Schmatzen vernommen. Nun hörte er ein gieriges Hecheln, in das sich ein drohendes Knurren mengte.

Wie von der Tarantel gestochen drehte sich Golo Diess um… und blickte in die brennenden Augen eines zum Angriff geduckten Werwolfs!

***

Ich konnte das Knirschen unter meinem Schuh nicht mehr ungeschehen machen. Golo Diess drehte sich sofort um, aber er konnte mich nicht sehen.

Ich stand hinter einem breiten Pfeiler, der ein ausladendes Vordach stützte. Golo Diess beschleunigte seine Schritte.

Ich blieb ihm auf den Fersen, aber nicht allzu dicht. Er eilte am Gestänge der Achterbahn vorbei, und ich beschrieb sogleich einen großen Bogen.

Über die Fahrbahn einer Gokart-Bahn pirschte ich mich an den Spielhallenbesitzer heran. Ich sah ihn hinter dem Kassenwagen der Achterbahn verschwinden und verharrte.

Plötzlich strich mir etwas kalt über den Nacken. Ich hörte Tierlaute.

Der Wind trug sie mir zu. Sie kamen eindeutig hinter dem Kassenwagen hervor, hinter den sich Golo Diess zurückgezogen hatte.

Wolfslaute!

Für mich stand in diesem Augenblick fest, daß sich Golo Diess verwandelt hatte. Meine Hand zuckte sofort zur Schulterhalfter.

Ich zog die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta und entsicherte sie mit dem Daumen. Jetzt wollte ich aufs Ganze gehen.

Jene vier Morde, die verübt worden waren, rechnete ich Golo Diess an, und nun wollte ich ihm dafür – wie ich es mir vorgenommen hatte – eiskalt die Rechnung präsentieren.

Gespannt marschierte ich los. Keine Gnade hatte der Werwolf von mir zu erwarten.

Ich preßte die Kiefer zusammen. Mein Gesicht versteinerte zu einer unerbittlichen Maske. Ich war froh, daß ich die Bestie endlich entlarvt hatte.

Doch in der nächsten Sekunde erlebte ich eine große Überraschung. Ich vernahm einen gedämpften Aufschrei.

Und dann schoß Golo Diess hinter der Kasse hervor. Nicht verwandelt. Panik verzerrte sein Gesicht.

Flucht war das!

Todesangst glitzerte in seinen weit aufgerissenen Augen. Er rannte um sein Leben, und das Monster, für das ich ihn gehalten hatte, jagte mit einem bösen Fauchen hinter ihm her.

Meine Waffe zuckte hoch, doch Diess und das Monster waren bereits aus meinem Blickfeld verschwunden.

Diess rannte mit langen, weit ausgreifenden Schritten.

Ich hetzte ebenfalls los. Zum zweitenmal kreuzte mein Weg den des Werwolfs. Ich wollte alles daransetzen, um die Bestie zu kriegen.

Und ich wollte vor allem verhindern, daß das Monster Golo Diess tötete. Aber würde mir das auch gelingen?

Ich rannte um einen Tabakkiosk herum. Weder Diess noch der Wolf waren zu sehen. Ich hörte nur ihre hastigen Schritte.

Und noch jemandes Schritte vernahm ich in diesem Augenblick. Irritiert blickte ich nach links. Von da kam Suko auf mich zu.

Ich schaute ihn erstaunt an, wartete auf ihn. Als er mich erreicht

hatte, fragte ich: »Was machst du hier? Wieso bist du nicht mehr bei von Klipstein?«

»Der braucht mich nicht mehr«, knurrte Suko.

»Das mußt du mir erklären.«

»Benno Messmer hat bei von Klipstein eingebrochen.«

Suko hatte mir mehr die linke Gesichtshälfte zugewandt, und ich sah die Verletzung an seiner Schläfe.

Ich wies darauf. »Benno?«

Suko schüttelte den Kopf. »Von Klipstein war das. Er wollte auf Messmer schießen.«

»Hat sich der Junge das Schwert geholt?«

»Ja. Ich konnte ihn auf dem Grundstück des Barons stellen. Es gab einen kurzen, heftigen Kampf. Und jetzt kommt's: Als von Klipstein sein Gewehr auf den Jungen richtete, verwandelte sich dieser in einen Wolf!«

Ich erfuhr den Rest der Geschichte in Schlagworten und berichtete Suko im Telegrammstil, was hier inzwischen vorgefallen war.

Mich störte etwas an Sukos Geschichte. Benno Messmer war der gefährliche Werwolf, den wir zur Strecke bringen wollten.

Der Junge hatte eine Waffe gestohlen, mit der man ihn töten konnte. War das nicht ein gewisser Widerspruch? Warum hatte er das getan?

Suko und ich beschlossen, augenblicklich zu versuchen, den Wolf in die Zange zu nehmen und von Golo Diess zu trennen.

Wir wollten die blutrünstige Bestie in die Enge treiben und stellen.

Hastig trennte ich mich von meinem chinesischen Partner.

Golo Diess jagte an Buden und Karussells vorbei. Der Werwolf war ihm dicht auf den Fersen, aber Diess war ein schneller Läufer, und er schaffte es, mehr und mehr Meter zwischen sich und die Bestie, die nach seinem Leben gierte, zu bringen.

Er wieselte zwischen dem Sturmboot und dem Lachkabinett hindurch und warf sich mit einem kraftvollen Hechtsprung hinter die Aufbauten des Round-up.

In wahren Sturzbächen rann ihm der Schweiß über das Gesicht. Was für eine Nacht. Zuerst zwei Auseinandersetzungen mit Harry Sebald. Und nun die Begegnung mit diesem haarigen Teufel.

Das war selbst für einen Kraftkerl wie Golo Diess ein bißchen zuviel.

Als die schemenhafte Gestalt des reißenden Killers auftauchte, hielt Golo Diess den Atem an.

Sein Herz übersprang vor Freude einen Schlag, als er sah, daß der Wolf an ihm vorbeihetzte. Aber die Bestie lief nicht weit. Nur ein paar Schritte. Dann blieb sie abrupt stehen, stieß die spitze Schnauze nach oben und sog die Luft prüfend ein.

Er wird dich wittern! dachte Golo Diess aufgeregt.

Auf allen vieren kroch der Spielhallenbesitzer nach hinten. Sobald

sein Körper vor den Blicken des Wolfs geschützt war, richtete er sich rasch auf. Teufel noch mal, es mußte doch eine Möglichkeit geben, das Monster abzuhängen.

Golo Diess stahl sich auf Zehenspitzen davon. Er huschte durch die Dunkelheit, erreichte das Gitter des Prater-Zoos und kletterte darüber.

An leeren Käfigen vorbei zog sich Golo Diess mehr und mehr in die Finsternis zurück. Seine Augen waren immerzu auf den Zooeingang geheftet.

Wenn er Glück hatte, dann lief die Bestie daran vorbei. Wenn er Pech hatte, kam der Wolf ebenfalls hier herein – und ob er ihm dann noch einmal entkommen würde, war mehr als fraglich.

Bisher hatte Golo Diess Werwölfe immer nur für eine reine Erfindung gehalten. Die Menschen gruseln sich gern. Deshalb schaffen sie in ihren Erzählungen schreckliche Scheusale.

Daß es solche Bestien aber wirklich gab, hätte Golo Diess niemals für möglich gehalten. Wie war ihre Existenz erklärbar?

Wodurch entstanden sie? Sandte der Satan sie selbst auf die Erde, um Angst und Schrecken unter den Menschen zu verbreiten?

Golo Diess biss sich auf die Unterlippe. Er vernahm schwere Schritte. Der Wolf näherte sich dem Zooeingang.

Diess verhielt sich mucksmäuschenstill. Er bewegte nicht einmal den kleinen Finger. Gott, wie gern wäre er in dieser Sekunde im Erdboden versunken.

Er merkte, daß er mit seiner maßlosen Aufregung immer schlechter fertig wurde. Wenn dieser Horror nicht bald ein Ende nahm, würden seine Nerven reißen wie ein dünner Wollfaden.

Der Wolf huschte am Eingang vorbei.

Dem Himmel sei Dank! dachte Golo Diess erleichtert. Er konnte nicht behaupten, im Leben jemals viel Glück gehabt zu haben, und er war immer der Meinung gewesen, daß er das Glück nicht unbedingt nötig hatte. Er kam auch so einigermaßen über die Runden.

Doch in dieser Nacht brauchte er Glück – sonst war er verloren…

Ein Geräusch! Nicht sehr weit von Golo Diess entfernt. In der unergründlichen Dunkelheit. Dort bewegte sich etwas.

Eine Gestalt! Sie löste sich aus der schwarzen Finsternis, die zwischen den Käfigen nistete. Das erste, was Golo Diess mit erschreckender Deutlichkeit sah, waren zwei flammende Augen.

Es brannte tatsächlich ein höllisches Feuer in ihnen. Golo Diess wußte nicht, ob es helfen würde – er bekreuzigte sich blitzschnell, obwohl er kein frommer Mensch war.

Er war mit seiner Weisheit am Ende. Soeben war der Wolf draußen am Zooeingang vorbeigelaufen, und nun tauchte er plötzlich hier hinten auf!

Das Scheusal konnte doch nicht schneller als der Blitz sein!

Fauchend schälte sich das Monster aus dem schwarzen Schatten.

Ein heiserer Schrei entrang sich Golos zugeschnürter Kehle. Er machte mehrere unsichere Schritte zurück.

Da vernahm er plötzlich am Zooeingang ein gieriges Knurren. Verstört wirbelte Golo Diess herum.

Und da begriff er!

Er hatte es hier nicht mit einem, sondern mit zwei Ungeheuern zu tun. Das Scheusal am Tor überkletterte sofort das Gitter.

Mit einem kraftvollen Sprung landete es auf dem Gelände des Praterzoos. Nun saß Golo Diess in der Klemme.

Aus zwei Richtungen kamen die Bestien langsam auf ihn zu. Er sah keine Möglichkeit mehr zur Flucht…

***

Wir näherten uns ebenfalls aus zwei Richtungen dem Tiergarten. Ich sah Sukos massige Gestalt kurz auftauchen und gleich wieder verschwinden.

Augenblicke später vernahm ich Golo Diess' heiseren Schrei. Mit federnden Schritten jagte ich auf das Zootor zu.

Als ich es erreicht hatte, erlebte ich in dieser Nacht meine zweite Überraschung. Golo Diess befand sich in schrecklicher Gesellschaft.

Und nicht ein Werwolf – was ja schon schlimm genug gewesen wäre – lechzte nach dem Leben des Spielhallenbesitzers, sondern zwei!

Meine Nackenhaare stellten sich auf. Ich kletterte in großer Hast über den Zaun. Die beiden Wölfe trieben ihr Opfer mehr und mehr in die Enge.

Golo Diess befand sich in einer scheußlichen Lage. Der Mann drehte sich immer wieder um die eigene Achse. Er hatte die Fäuste gehoben, aber er schien zu wissen, daß er damit nichts gegen die gefährlichen Pranken der Monster ausrichten konnte.

Er nahm diese Abwehrhaltung nur deshalb ein, weil er nicht einfach nur dastehen und auf das Unvermeidliche warten wollte.

Suko tauchte im Hintergrund auf. Die Wölfe bemerkten den hünenhaften Chinesen. Sie waren für einen Augenblick irritiert.

Diesen Umstand mußten wir uns sofort zunutze machen. Die Bestien stießen ein wütendes Geheul aus. »Diess!« brüllte ich. Der Spielhallenbesitzer wirbelte herum.

»Hierher, Diess!« schrie ich, und Golo Diess hetzte los, ohne zu überlegen. Geduckt rannte er auf mich zu.

Als der Wolf erkannte, was Diess vorhatte, war der Mann bereits aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich draußen.

Die Bestie versuchte ihm zwar noch die Pranke ins Kreuz zu schmettern, doch der Hieb ging zum Glück daneben.

Golo Diess keuchte mit verzerrtem Gesicht an mir vorbei. Ich hob die

Waffe, um den ersten Werwolf mit einem gezielten Schuss zu töten, aber da ereignete sich abermals etwas, womit keiner von uns gerechnet hatte. Mit einem schaurigen Gebrüll erschien ein dritter Werwolf auf der Szene. Die beiden anwesenden Monster prallten vor ihm zurück, als würden sie ihn fürchten.

Sie stießen nervös gegen die Gitterkäfige, hoben abwehrend ihre schrecklichen Pranken.

Wir fragten uns alle, was das zu bedeuten hatte.

Drei Wölfe!

Wir hatten geglaubt, es nur mit einem zu tun zu haben. Was lief hier in der Dunkelheit zwischen den leeren Käfigen des Praterzoos?

Machte das Monster, das zuletzt erschienen war, seinen beiden Artgenossen das Revier streitig?

Abwartend stand ich da. Mit zum Schuss erhobener Waffe. Würden sich die Bestien nun gegenseitig zerfleischen?

Sie stießen schaurige Laute aus. Sie fauchten, zischten und knurrten. Sie kläfften und bleckten die kräftigen Raubtierzähne.

Ihr Fell war gesträubt. Ihre Haltung war unverkennbar aggressiv. Wir schienen für sie nicht mehr zu existieren.

Plötzlich blitzte etwas über dem Kopf des neu hinzugekommenen Wolfs.

Ein Schwert aus reinem Silber!

Louis von Klipsteins Schwert!

Damit drang der Werwolf augenblicklich auf seine aufheulenden Artgenossen ein und tötete einen von ihnen.

Sobald sein Leichnam auf dem Boden aufschlug, setzte die Rückverwandlung ein. Aus dem Horrorwesen wurde eine schöne, dunkelhaarige Frau.

Ihre bleichen Züge waren ebenmäßig. Sie war bestimmt noch keine vierzig Jahre alt.

Als der größere Werwolf die Frau tot auf dem Boden liegen sah, stimmte er ein klagendes Geheul an.

Der Werwolf mit dem Silberschwert hieb ungestüm auf den Heulenden ein, doch dieser brachte sich mit einem blitzschnellen Sprung vor dem herabsausenden Schwert in Sicherheit.

Bevor das Monster mit dem Schwert erneut zuschlagen konnte, wirbelte sein Gegner herum und versuchte zu fliehen.

Aus dem Rachen des Scheusals mit dem Schwert drangen zornige Laute. Ich hatte längst begriffen, daß das Benno Messmer war.

Aber ich wußte nicht, wer die Ungeheuer waren, gegen die er Louis von Klipsteins magisches Silberschwert führte.

Ich ließ die Beretta sinken und beobachtete den Kampf der Wölfe. Mit einem kraftvollen Sprung wollte der fliehende Wolf über den Zaun setzen, doch Benno war zu dicht hinter ihm.

Der Schwertstreich traf ihn in der Luft. Sein großer, kräftiger Körper krümmte sich.

Sein Geheul flog in die finstere Dezembernacht hinein. Das Silber zerstörte das unselige Leben der Bestie.

Röchelnd brach das Scheusal zusammen. Büschelweise fielen die Haare von seinem Gesicht, während sich der Wolfsschädel mehr und mehr zu einem Menschenkopf zurückbildete.

Zwei tote Ungeheuer im Praterzoo.

Und nicht wir, sondern Benno Messmer hatte sie zur Strecke gebracht.

Benno Messmer, der selbst ein solches Monster war.

Doch noch lebte eines dieser Monster.

Ein kaltes Prickeln entstand in meinem Nacken. Ich ging in Angriffsstellung. Mit beiden Händen hielt ich die Beretta.

Ich zielte auf den letzten Werwolf. Er stand zehn Schritte vor mir. Die rote Zunge hing ihm aus dem Wolfsmaul.

Ein zufriedenes Knurren drang aus seinem Rachen. Er ließ das magische Silberschwert fallen.

Gespannt wartete ich auf das, was weiter passieren würde. Abdrücken konnte ich später immer noch.

Ich hatte ihn genau im Visier. Er konnte mir nicht entkommen, denn er konnte unmöglich schneller sein als mein Finger, der sich nur noch um den Abzug zu krümmen brauchte.

Daß ich auf diese Entfernung danebenschoss, war unmöglich. Schließlich wußte ich meine Beretta zu handhaben.

Klappernd landete Louis von Klipsteins Schwert auf dem Boden. Es hatte seinen Zweck erfüllt.

Benno Messmer wandte sich langsam um. Mir schien, als wollte er keinen Schuss provozieren.

Ich wartete weiter ab. Er hob wie in Zeitlupe die Pranken. Für mich war das ein Zeichen der bedingungslosen Kapitulation.

Suko kam zu mir. »Was hat das zu bedeuten?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich, ohne den Wolf aus den Augen zu lassen.

»Er hat die beiden Ungeheuer umgebracht und ergibt sich nun?«

Hinter mir stieß Golo Diess mit zitternder Stimme hervor: »Herrgott noch mal, warum erschießen Sie die Höllenkreatur nicht endlich, Sinclair?«

»Seien Sie still, Diess!«

»Worauf warten Sie denn noch? Wenn Sie’s nicht fertig bringen, dann geben Sie mir die Kanone, damit ich ihm die Kugel in den Pelz brennen kann!«

»Er kriegt, was er verdient – wenn er’s verdient!«

Musste ich Benno Messmer wirklich erschießen?

Jetzt begann sich das Wesen in einen Menschen zurückzuverwandeln. Die furchtbare Wolfsschnauze bildete sich zurück.

Der struppige Wolfspelz verschwand, löste sich einfach in nichts auf. Aus den gefährlichen Pranken wurden Hände.

Benno Messmer behielt sie weiterhin oben. Er kam auch nicht auf uns zu, denn nach wie vor war meine Beretta auf seine breite Brust gerichtet, und er wollte nicht riskieren, daß ich auf ihn feuerte.

Mit dem Kinn wies er auf den Mann, den er mit Louis von Klipsteins magischem Silberschwert getötet hatte.

»Mein Vater«, sagte er rau.

Wir blickten ihn verwirrt an.

»Und dort drüben liegt meine Mutter«, sagte der Junge aus München. »Ich mußte sie vernichten, um mich selbst vom Wolfsfluch zu erlösen.«

»Ihre Eltern haben Ihnen die Fähigkeit der Metamorphose in die Wiege gelegt?« fragte ich.

Benno Messmer nickte mit finsterer Miene. »Sie wußten, was sie mit mir in die Welt gesetzt hatten, und sie gaben mich weg, um ihr schreckliches Leben so ungestört wie bisher weiterführen zu können. Ich wurde von einem kinderlosen Ehepaar adoptiert und großgezogen. Sie hatten keine Ahnung, welche Bestie sich in ihrem Haus befand.«

»Wissen sie es heute?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Benno. »Ich konnte es glücklicherweise vor ihnen geheim halten.«

»Wann erkannten Sie zum erstenmal, daß dieser Fluch auf Ihnen lastete?«

»Mit vierzehn Jahren verwandelte ich mich zum erstenmal in einen gefährlichen Wolf. Sie können sich nicht vorstellen, was für ein furchtbarer Schock das für mich war. Ich wollte mich nicht verwandeln. Ich wollte zu keiner reißenden Bestie werden. Ich wehrte mich verzweifelt dagegen. Aber ich konnte die Metamorphose nicht aufhalten. Deshalb versuchte ich, wenigstens zu verhindern, daß ich im Zustand des Wolfseins einen Mord beging. Ich schloß mich ein. Ich nahm Schlaftabletten. Als ich größer war, fuhr ich mit dem Wagen in Gegenden, wo keine Menschen waren, denn mir war klar, daß ich zum grausamen Mörder werden würde, wenn ich irgend jemandem begegnete.«

»Sind Sie sauber geblieben?«

»Ja«, ächzte Benno Messmer. »Aber es war nicht leicht.«

»Das kann ich mir denken.«

»Ich habe sehr viele Bücher über Werwölfe gelesen. Ich wollte herausfinden, wie ich mich von diesem schrecklichen Zwang, mich verwandeln zu müssen, befreien konnte. Aber darauf konnte mir

zunächst keine der Schriften Auskunft geben. Ich war nahe daran zu verzweifeln.« Was für ein schreckliches Schicksal, dachte ich.

»Eines Tages fand ich Briefe, aus denen hervorging, daß meine richtigen Eltern Edda und Alban Tozzer hießen und in Wien wohnten«, fuhr Benno Messmer mit belegter Stimme fort. »Kurz davor hatte ich in einem Buch gelesen, daß ich nur dann eine Chance hätte, mich selbst zu erlösen, wenn ich die Höllenbande, die mich auf jede Entfernung mit meinen schrecklichen Eltern verbanden, durchtrennte. Nur ein paar Tage später fiel mir ein Bericht in die Hände, der sich mit Louis von Klipsteins Waffensammlung befasste. Ich erfuhr von diesem magischen Silberschwert, mit dem in der Vergangenheit schon Werwölfe getötet worden waren, und ich beschloss sofort, nach Wien zu fahren, den Baron zu bitten, mir sein Schwert zu leihen.«

»Warum haben Sie ihm nicht klar erklärt, wofür Sie das Schwert brauchen?« fragte ich.

»Ich befürchtete, daß er mir nicht glauben würde. Ich hatte Angst, daß ich ihn mit der Wahrheit verärgern würde.« Benno blickte auf Alban Tozzer. »Ich bin froh, daß meine schreckliche Zeit vorbei ist«, sagte er schwer seufzend.

Ich ließ meine Pistole sinken.

»Was ist?« keuchte hinter mir Golo Diess. »Sie erschießen ihn nicht, Sinclair?«

»Es ist nicht nötig.«

»Mann, der belügt uns doch alle, um sein verdammtes Fell zu retten.«

»Ich glaube ihm.«

»Töten Sie ihn!«

»Ich bin kein Mörder, Diess!« sagte ich scharf.

»Aber… aber er sagt doch nicht die Wahrheit! Wenn Sie ihn am Leben lassen, wird er schon morgen nacht über sein nächstes Opfer herfallen!«

»Das wird er nicht«, erwiderte ich. Ich steckte die Beretta in die Schulterhalfter, öffnete mein Hemd und fingerte das geweihte Silberkreuz heraus, das ich um den Hals trug.

»Ich versteh' Sie nicht, Sinclair!« keifte Golo Diess. »Wie können Sie einen so schweren Fehler machen…?«

»Passen Sie auf!« fiel ich dem Spielhallenbesitzer ins Wort. »Sehen Sie dieses Kreuz?«

»Ja. Was ist damit?«

»Es ist aus Silber, und es ist geweiht. Wenn er der Metamorphose immer noch fähig ist, also wenn sich das Böse immer noch in ihm befindet, dann kann er dieses Kreuz nicht anfassen. Ist er aber erlöst, wie er sagt, dann wird es ihn nicht stören, das Kruzifix zu berühren.« Benno Messmer hatte meine Worte gehört. Er ergriff das Kreuz. Er hielt es lange in der Hand – und nichts passierte.

Das zerstreute auch Golo Diess' Misstrauen.

Wir verließen den Zoo. Suko sagte: »Wir müssen die Polizei verständigen.«

Ich nickte und fragte Benno: »Werden Sie, wenn Sie hier mit den Behörden fertig sind, nach München zurückkehren?«

Der Junge schüttelte nachdenklich den Kopf. »Ich glaube, ich werde in Wien bleiben. Ich habe hier ein reizendes Mädchen kennen gelernt, das ich gern wiedersehen möchte…«

Benno wies auf das Schwert, das ich in der Hand hielt. »Wenn Sie es dem Baron zurückbringen, sagen Sie ihm, daß ich für den Schaden, den ich angerichtet habe, aufkommen werde.«

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. »Darauf wird der Baron ganz bestimmt nicht bestehen.«

Damit war unser Fall abgeschlossen.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 21 »Anruf aus dem Jenseits«